

Marx Derwent.

Von

Mrs. Ann S. Stephens,

Verfasserin von „Bana“, „Das alte Familienhaus“, „Julie Warren“ etc.

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Vierter Band.

Leipzig, 1860.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Der 1. Teil

Der 1. Teil

Der 1. Teil

Der 1. Teil

Der 1. Teil

Der 1. Teil

Der 1. Teil

Der 1. Teil

Der 1. Teil

Erstes Kapitel.

Das Geschenk der weißen Königin.

Während sich die im vorigen Kapitel erzählten Ereignisse zutrug, ging der Morgen in der Hütte der Mutter Derwent in tiefer Ruhe vorüber. Während Tante Polly und die alte Dame aber ihr heiteres Gespräch an der Thür hielten, drang aus der Ferne der Schall von Trommeln und Pfeifen herüber und aus der Gegend von Wintermoot's - Fort erhob sich ein wirres Getöse. Die beiden Frauen schreckten entsetzt auf, Jane Derwent stürzte halb angekleidet und vor Furcht zitternd aus dem inneren Zimmer, auch Mary wurde aus ihrer Einsamkeit herbeigerufen und kam blaß, aber ruhig und gefaßt zum Vorschein.

„Habt keine Furcht,“ sagte sie. „Es wird wahrscheinlich nur zu einem Scharmügel führen.“

„O, wenn Edward mit dabei wäre!“ rief Jane.

„Wenn er es ist,“ entgegnete Mary ernst, „so

nimmt Gott Diejenigen in seinen Schutz, die ihre Pflicht thun — auf ihn mußt Du vertrauen, Schwester.“

„Wenn ihm irgend etwas zustieße!“ sagte Jane weinend. „Ich habe ihn so schlecht behandelt, ihn so abscheulich geneckt!“

„Gut, Jane, härm Dich nicht ab,“ sagte Tante Polly. „Es thut den Männern gut, wenn man sie vor der Heirath ein wenig neckt. Man muß es bald genug aufgeben, wenn der Knoten geknüpft ist.“

„Horch!“ rief Mutter Derwent, „hört das Geschrei.“

„Ich wollte, wir wüßten die Ursache!“ meinte Mary. „Wenn ich nur am Ufer wäre.“

„Geh' nicht, Mary,“ flehte Jane. „Ich werde sterben, wenn Du mich verlässest. Außerdem bin ich noch gar nicht angekleidet — o Mary, bitte, hilf mir. Es wird gewiß noch Alles gut genug ausgehen — komm.“

„Ja, geh',“ sagte Tante Polly, indem sie sich das Kleid glatt strich. „Ich werde bei der Großmutter bleiben.“

Mary folgte dem aufgeregten Mädchen in das kleine Schlafzimmer, welches sie seit ihrer Kindheit umfaßt hatte. Das Gemach war nett eingerichtet. Die beste blaue gewirkte Decke Mutter Derwent's, deren Ecken am Fußende gebührend untergeschlagen waren, bedeckte das hohe Bett, und die weißleinenen Kissen lagen darauf wie Schneehaufen. Das beste Flickenkissen der alten Dame war auf den Lehnstuhl gelegt, welcher in der einen Ecke stand, und eine Guirlande von Prinzenfichte hing um den kleinen Spiegel, vor welchem Jane Derwent stand

und mit erröthender Wange und lächelndem Auge die Falten ihres weißen mouffelinenen Hochzeitskleides um eine Gestalt ordnete, die in einem Palaste nicht an der unrichten Stelle erschienen sein würde.

„Mary, soll ich die Schürze an der Seite oder hinten zuknöpfen?“ fragte das blühende Mädchen, indem sie ihr eine Schürze von der zartesten Pfirsichblüthfarbe hinhielt und mit der gewohnten Flüchtigkeit ihrer Natur ihre Bestürzung über der angenehmen Aufregung des Moments vergaß. Mary erhob ihr Gesicht von dem Kranze aus wilden Rosen, den sie für das Haar ihrer Schwester herrichtete, und antwortete lächelnd — es war aber ein Lächeln voll sanfter Trauer, geduldig und hold wie der Duft einer Blume, während ihre Wange von der Aufregung blaß war, da sie fühlte, daß eben etwas Entsetzliches bevorstehe.

„Laß mich sie Dir zubinden,“ sagte sie den Kranz auf das Kissen legend und eine Hand voll Rosen aus ihrem Schooße in einen Korb schüttend, der auf dem Fensterfisch stand. „Setz setze Dich nieder, damit ich Dir die Rosen in Deine Locken flechten kann.“

Jane ließ sich zu den Füßen ihrer Schwester hinfinken, damit diese ihre Aufgabe ausführen könne. Als die letzte Blüthe um ihre Schläfe geflochten war, erhob die Braut ihr schönes Gesicht mit einem Ausdruck rührender Liebe zu dem ihrer Schwester. „O Mary, würde ich so glücklich sein, wenn Du nicht gewesen wärest?

Wie froh ich bin, daß Du mich überredet hast, Edward von jenem schlechten Menschen zu erzählen."

Mary antwortete nicht in Worten, aber ihre Augen füllten sich mit frohen Thränen. Sie beugte sich nieder, legte ihre Wange an die der Braut und sie hielten sich in enger Umarmung voll schwesterlicher Liebe umschlossen.

Während sie noch sprachen, stieß ein Boot vom gegenüberliegenden Ufer ab, und als Jane hinauschaute, sah sie Edward Clark und den Missionär auf der Insel landen. Edward lief in athemloser Eile auf das Haus zu.

„O, Mary, das ist er und der Prediger. Sei so gut, zuerst hinauszugehen, Schwester, ich bin zu beflommen.“

Während sie aber noch sprach, kam Edward Clark durch die Küche gelaufen, sprang in das Schlafzimmer und schlang seine Arme um Jane, die erstaunt und mit geöffneten Lippen da stand.

„Jane, liebe Jane, vergieb mir. O, wie schön Du aussehest! Aber es ist unmöglich; Mary, Mary, die Hochzeit kann heute nicht stattfinden. Wintermoot's-Fort wimmelt von Torytruppen, der Wald ist voll Indianer. Ich bitte Euch, macht Euch bereit — steigt in mein Boot und eilt, so schnell ihr könnt, nach Fort Forty. Die Tory's haben das Fort Jenkins bereits genommen, aber wir werden ihnen heiße Arbeit geben, ehe sie sich eines zweiten Blockhauses bemächtigen können. Jane, theure Jane, schau auf — zittere nicht so! sei ein muthiges Mädchen wie Mary. Großmutter — Großmutter Derwent, wißt Ihr, was ich sage? Tante Polly

Carter, Ihr solltet etwas Muth haben. Bitte, kommt mit und helft ihnen fort! Haltet Euch dicht an dem östlichen Ufer des Flusses, bis ihr dem Fort gegenüber anlangt, dann steigt aus und lauft, so lieb Euch Euer Leben ist. Jane, Jane, um Gottes Willen werde nicht ohnmächtig!"

„Edward, Edward, was ist es — wie können wir gehen — was müssen wir thun?“ rief Jane, indem sie verstört und entsetzt die Arme um seinen Nacken schlang.

„Unsere Trauung, sie kann heute nicht stattfinden. Das Thal ist voller Feinde. Unsere Leute sind bereits nahe bei Wintermoot's = Fort. Ich muß sofort zurückkehren — jeder Mann ist nothwendig,“ wiederholte er athemlos.

„Sie werden Dich umbringen — sie werden Dich und uns umbringen,“ schrie die Braut.

„Still, Jane,“ und Mary zog ihre Schwester hinweg. „Dies ist keine Zeit zu Thränen. Edward bedarf seiner ganzen Stärke.“

In diesem Momente kam der Missionär herein.

„Hinweg,“ rief er Clark zu. „Warum zaudert Ihr hier? Eure Freunde sind jetzt schon auf dem Marsche. Hinweg, sage ich Euch! Ueberlaßt die Familie mir!“

Jetzt erfolgte eine Scene der Verwirrung. Jane Derwent sank ohnmächtig in die Arme ihrer Schwester und Mary mußte alle ihre Energie aufbieten, um sie aus dieser tiefen Ohnmacht zu reißen.

„Gott behüte sie,“ rief Edward Clark und er

drückte einen Kuß auf die Stirn seiner Verlobten und eilte hinweg.

„D,“ rief Tante Polly, „wenn ich nur wüßte, wo Sine White ist.“

„Ich habe ihn im Fort Forty gesehen,“ antwortete Clark, während er an ihr vorüber stürmte.

„Dann gehe ich auch dorthin,“ rief sie. „Geda, Großmutter Derwent, gebt mir einen Strohhut, ein Taschentuch oder sonst etwas. Es ist unnöthig, meinen besten Sonntagshut zu verderben.“

„Wir gehen Alle hin,“ rief Mrs. Derwent. „Wir werden dort sicher sein. Mary, Mary Derwent!“

„Was sollen wir thun?“ rief Mary, die diesen Ruf aus dem anstoßenden Zimmer hörte. Sie wendete sich zu dem Missionär. „Wie muß ich mich benehmen? Sie ist ganz besinnungslos und ich kann sie nicht tragen.“

„Gieb sie mir,“ antwortete der Missionär. „Geh und hole etwas, um sie einzuhüllen.“

An der Wand hing ein Mantel. Mary überließ ihre Schwester dem Geistlichen und erhob sich, um das Kleidungsstück herabzunehmen. Ihr Ärmel ging über der Anstrengung auf und fiel von ihrem Arme zurück, so daß die juwelenbesetzte Schlange, welche Katharine Montour darum gelegt hatte, sichtbar wurde. Der Missionär sah das Juwel und erschrak so, daß er Jane beinahe losgelassen hätte.

„Wo — sage mir, Kind — wo hast Du das be-

kommen?“ fragte er mit einem Entsetzen, als ob er eine lebende Schlange an ihrem Arme gesehen hätte.

„Sie hat es mir gegeben — die weiße Königin, die man Katharine Montour nennt.“

„Wo und wann?“

„Eines Abends — jetzt entsinne ich mich — den Abend, nachdem Walter Butler versucht hatte, sie zu überreden — Sie wissen Alles, was ich sagen will. Die fremde Dame ließ mich zu sich an die Quelle bestellen.“

„Und Du bist hingegangen — Du hast sie gesehen?“ rief der Geistliche, der über der Frage Alles, ja selbst die Gefahr des bewußtlosen Mädchens in seinen Armen vergaß.

„Ja, ich habe sie gesehen. Sie sprach mit mir — o, so gütig! — und endlich schloß sie dies um meinen Arm. Jetzt entsinne ich mich. Sie hat mir gesagt, daß ich den Indianern dies zeigen sollte, wenn mir oder den Meinen Gefahr von ihnen drohe und daß es uns retten würde.“

„Verlaß Dich darauf — ja, verlaß Dich darauf und bleibe hier in Sicherheit. Die fremde Dame ist in dem Thale. Ihre Zelte sind auf der kleinen Insel bei der Mündung des Lackawanna aufgeschlagen. Ihr Zuwel muß Macht über die Wilden besitzen.“

„Ich bin dessen sicher,“ antwortete Mary, indem sie den Arm sinken und den Mantel an der Wand hängen ließ. „Ich würde auf das Wort jener edlen Dame hin mehr als mein Leben wagen.“

Der Missionär blickte sie eindringlich an und augenscheinlich ohne es zu wissen, denn seine Augen füllten sich mit Thränen, die zu verbergen er keinen Versuch machte. „Du hast sie gesehen und sie Dich? War sie gütig — war sie sanft?“

„O, sehr gütig — sehr sanft. Wenn ich es wagte, so könnte ich vielleicht sagen, mehr als gütig, denn sie hielt mich fast während unseres ganzen Gesprächs an ihr Herz geschlossen und einmal hat sie mich auf das Haar geküßt.“

„Bleibe hier, verlaß Dich auf ihr Versprechen, bis ich wieder komme,“ sagte der Geistliche, indem er Jane auf das Bett legte und sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

„Ich werde da bleiben,“ antwortete Mary, und sie beugte sich über ihre Schwester und küßte ihre Lippen, die sich eben von neuem Leben zu röthen begannen.

Als der Missionär durch die Küche schritt, lief ihm Tante Polly nach.

„Wenn Ihr hinübergeht, so nehmt mich mit. General Washington ist auf der anderen Seite und ich kann ihn nicht unter den Tory's lassen. Wir wollen Mutter Derwent und die Mädchen flott machen und dann mag Jeder für sich selbst sorgen. Heda, Miß Derwent, lauft nicht umher und seht Euch nicht weiter nach Strohhüten um. Ich will lieber den anderen in Gefahr setzen als warten. Mary — Mary Derwent, hörst Du?“

Der Missionär schien sie nicht zu verstehen, sondern ging durch das Zimmer, als ob sie nicht gesprochen hätte. Mary verließ ihre Schwester auf einen Augenblick und trat in die Küche.

„Mache Dich fertig und begleite mich,“ rief die alte Jungfer. „Mrs. Derwent und Jane können in dem Canoe hinabrudern, ich werde Dich hinter mich auf den General nehmen.“

„Nein,“ antwortete Mary. „Wir sind hier sicher — die Indianer haben mich immer gern gehabt. Sei ruhig, Großmutter, Du bist in keiner Gefahr. Wir wollen hier bleiben.“ Ich bin vielleicht im Stande, denjenigen, die auf dem Ufer sind, zu helfen, wenn die Schlacht gegen uns ausfällt.“

„Ich gehe fort,“ rief Tante Polly, indem sie dem Missionär nachsprang. „Mich setzen die Tory's nicht in Furcht. Ich hoffe zu Gott, daß Captain Slocum im Hintertreffen fechten wird. Wenn er nicht wohlbehalten davon kommt, werde ich mein Geld für den Rum nie erhalten.“

Sie folgte dem Missionär und setzte sich in sein Boot, als es eben abstieß. Mutter Derwent weinte hoffnungslos auf ihrem Heerde und Mary sprach voll heiterer Stärke ihrer Schwester Muth zu und betete stumm für das Wohlergehen der Nachbarn und Freunde, welche zum Kampfe marschirten.

Zweites Kapitel.

Die Frauen in Fort FORTH.

Und jetzt erhob sich der Schlachtruf im ganzen Thale. Die Farmer verließen die Felder, die Handwerker ihre Werkstätten und scharten sich mit den Waffen, welche ihnen unter die Hände kamen, zu Compagnieen, um die Feinde zu vertreiben. Die Frauen verließen ihre Hütten und suchten mit ihren Kindern in den verschiedenen FORTS eine Zuflucht oder bewaffneten sich wie die Männer und erwarteten den Feind auf ihrer Schwelle. Es war eine von den nach Fort FORTH, dem bedeutendsten Festungswerke am Flusse, marschirenden Compagnieen, welchen Tante Polly auf ihrem Wege nach der Insel Monoclonock begegnet war. Oberst Zebulon Butler, ein standhafter Patriot und Officier in der Continentalarmee, war zufällig zu dieser Schreckenszeit nach Hause gekommen, um seine Familie zu besuchen und einstimmig zum Oberbefehlshaber erwählt

worden. Die Obersten Denison und Dorrance boten ihren Beistand an, und an jenem Tage kamen fünf Officiere von der Armee in Begleitung des Missionärs, der die Nachricht von dem bevorstehenden Einfall erhalten hatte und zum Heer gegangen war, um sich Befehlshaber zu erbitten. So wurden die Recruten von erfahrenen Männern angeführt, und man hoffte den Feind aufzuhalten, da Capitain Spralding bereits mit einer gut exercirten Compagnie nach dem Thale unterwegs war.

Diese Vortheile und Hoffnungen erzeugten in dem Kriegsrathe zu Fort Forty getheilte Ansichten. Die Stürmischen und Unerfahrenen trugen jedoch die Oberhand davon und der tapfere Befehlshaber wurde überstimmt. Jene Berathung und die Männer, welche sie leiteten, brachten Unglück. Der verderbliche Befehl ward ertheilt. Die Patrioten sollten in Masse Wintermoot's = Fort erstürmen, da sie die Besatzung zu überraschen gedachten.

Nachdem die Märtyrerschaaar die Entscheidung über ihr eigenes furchtbares Geschick getroffen hatte, marschirte sie aus dem Fort und stellte sich in der hellen Morgensonne auf, welche sie nie wieder aufgehen sehen sollten.

Es war ein trauriger Anblick — die alten connecticuter Frauen standen vor dem Blockhaus, hielten sich bereit, Lebewohl zu sagen und Gottes Barmherzigkeit für die Häupter anzuflehen, deren Einige fünfzig Jahre an ihren Busen geruht hatten, Häupter, die

zu grau für den Felddienst waren, zu welchem sich ihre Söhne begeben hatten, aber nicht zu grau zur Vertheidigung jener alten Frauen und Mütter, die von Patriotismus entzündet und doch schreckensbleich standen, um sie ausziehen zu sehen.

Nur selten sind Truppen, wie jene, zum Kampfe ausgezogen. Hier marschirten nicht Väter und Söhne neben einander, sondern Großväter und Enkel, die beiden Extreme des Lebens standen an jenem furchtbaren Tage Brust an Brust. Der Congreß hatte die Kraft und das Mark des Thales in seine eigene Armee gezogen und es schutzlos gelassen. So gab jede Haushaltung ihre Greise und Knaben her, während die bereits ihrer Söhne beraubten Mütter mit bebenden Lippen zuschauten und vor Schmerz hätten weinen können, aber sich doch anstrebten, ihnen mit ihren bebenden Stimmen Muth zuzusprechen. Knaben, die zu jung zum Kampfe waren, sahen ihre älteren Brüder mit Neid davon ziehen, während die kleinen Enkelkinder, die die ganze Versammlung als ein hübsches Schauspiel betrachteten, freudig in die Hände klatschten und dem grauföpfigen Bataillon mit blizenden Augen folgten.

Jüngere Frauen, deren Gatten im Kriege waren, bestrebten sich, ihre Mütter zu trösten, versanken aber in Schweigen, während die Kinder an ihren Kleidern zupften und lärmend baten, die Soldaten noch einmal sehen zu dürfen.

Als Alle fort waren — als die dumpfen Schritte

jener abmarschirenden Massen nicht mehr zu hören waren, blickten die Frauen einander mit einem unbestimmten Gefühl der Verödung an. Jetzt sanken die muthigsten Herzen. Die Eine warf eine Schürze über ihren Kopf, damit sie Niemand weinen sehen möge; eine Andere blickte mit in einander verschränkten runzlichten Händen zur Erde nieder, während die Thränen den Furchen ihres angsterfüllten Gesichts folgten. Wieder eine Andere setzte sich auf den Boden nieder, versammelte ihre Kinder um sich und weinte in ihrer Mitte, während zwei bis drei sich bestrehten, ihre Befürchtungen mit prahlerischen und herausfordernden Worten zu verscheuchen und die Uebrigen sich an die Arbeit begaben, um die Flüchtlinge aufzunehmen, welche jeden Augenblick um Einlaß in das Fort baten.

So verstrich der Tag. Einige Stunden lang war Alles um das Fort todtenstill. Kurz nach Mittag kehrten aber jene dumpfen Schritte gemessen und eintönig zurück, und ein kleines Mädchen, das zu einer Schießscharte im Fort heraufgeklettert war, rief den Uebrigen zu, daß sie die Soldaten unter den Bäumen hingehen sehe und ihre Flinten und Bajonette blizten, und dann wieder, daß sie Oberst Zebulon Butler auf seinem großen braunen Pferde erblicke, daß er seinen dreieckigen Hut aufhabe und eine große Feder so schön auf und ab tanze.

„Was weiter, was weiter? — wer kommt zunächst?“

rief die Großmutter. „Schau, Setty, sieh zu, ob Du den Großpapa irgendwo erblickst.“

„Nein, Großmama,“ rief das Kind voll Freuden. „Aber da ist Oberst Denison und Lieutenant Dorrance, und Lieutenant Ransom, und Alle haben die Säbel gezogen. O, Tante Eunice, Tante Eunice! Da kommt Capitain Durkee!“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ rief eine alte Frau unter der Menge, während die Thränen über ihr Gesicht strömten. „Schau noch einmal hin, liebe Setty, und sage mir, wie er aussieht.“

„Ich kann nicht, Tante Eunice, es nützt nichts. Hier kommt Capitain Bidlack von seiner Compagnie. O, da sind eine Menge Leute, die ich kenne — Mr. Pensil und Mr. Holenback, und dort geht Mr. Dana, und du meine Güte, da ist wirklich Onkel Whitton, und er schaut herüber.“

„Mein Mann — mein Mann!“ rief ein hübsches junges Frauenzimmer, das erst seit drei Wochen verheirathet war, „da, Setty, nimm mein Taschentuch und wehe damit aus der Schießscharte. Er wird es kennen und um so muthiger fechten.“

„Bitte, liebe Setty, schaue noch einmal nach Capitain Durkee aus. Nun,“ fuhr die Alte fort, indem sie sich mit einer gebührenden Entschuldigung zu der sie umgebenden Menge wendete. „Ich habe kaum noch Gelegenheit gehabt, mit ihm zu sprechen. Vielleicht wißt Ihr nicht, daß die Continentalen ihm keinen

Urlaub geben wollten, nach Hause zu gehen und für seine alte Frau zu sorgen, und daß er seinen Abschied als Officier genommen hat und jetzt als Freiwilliger unter ihnen dient — siehst Du ihn noch nicht, Setty?“

„Ja, Tante Eunice, es ist mir, als ob ich seine Feder über dem Gebüsch wehen sähe.“

„Und nicht sein Gesicht? Ach, wenn ich nur klettern könnte. Will mir Niemand herauf helfen? Ich bitte Euch, thut es.“

Die arme Alte versuchte an den rohen Balken empor zu klettern, fiel aber zurück, indem sie eine Hand voll Rinde mit herabriß.

„Sie sind jetzt Alle verschwunden,“ rief das Kind. „Ich kann Nichts sehen als einige Krähen am Himmel, die ihnen folgen.“

„Die ihnen folgen! Dann sei uns Gott gnädig, Kind,“ flüsterte die Alte mit einem schweren Athemzuge, und sie kehrte sich mit leichenblassem Gesicht ab, ohne das Kind wieder anzureden.

„Da, jetzt fangen sie Alle an zu laufen — hurrah — hurrah! — Die Indianer werden es schön bekommen, hurrah!“

Sämmtliche junge Stimmen im Fort erhoben ein lautes Hurrah, als das Kind von seinem Posten herabkletterte. Die jüngeren Frauen nahmen diesen Schlachtruf ihrer Kinder als ein gutes Vorzeichen auf. Ihre bisher so angsterfüllten Gesichter rötheten sich von Enthusiasmus; diejenigen, welche vorher geweint hatten, sprangen

auf und gingen an's Werk, alte Tücher zu zerreißen und Charpie zu zupfen, während eine Gruppe kleiner Knaben innerhalb der Palissaden ein Feuer anzündeten und eifrig Kugeln aus Blei gossen, welches sie in den eisernen Löffeln geschmolzen hatten, die noch von dem letzten Frühstück zu Hause warm waren.

Die Weiber wußten, daß die Truppen stromaufwärts gezogen seien und vorwärts marschiren würden, bis sie den Feind anträfen. Ihre Athemzüge wurden bei jedem Geräusch beflommener und so merkten sie in furchtbarer Spannung auf den ersten Schuß. In dieser Weise schlichen zwei Stunden dahin — zwei lange furchtbare Stunden, die kein menschliches Wesen in jenem Fort jemals vergaß. Zwei bis drei Mal kletterte die kleine Hetty nach ihrem alten Posten der Schießscharte hinauf, kam aber schweigend wieder herab, da Nichts als die unbewegte Ebene ihren Blicken begegnete. Das dritte Mal rief sie jedoch, aber mit geringerem Enthusiasmus als vorher:

„Hier kommt Jemand in vollem Trabe auf einem großen Schimmel den Reitweg herab. O, es ist Tante Polly Carter mit ihrem Sonntagshut und reitet wie gejagt. Es wird wohl am besten sein, wenn sie Jemand hereinläßt, denn sie kommt gerade auf das Fort zu.“

„Sie kommt von stromaufwärts, sie muß die Armee gesehen haben. Lauf Jemand und sagt der Wache, daß sie sie hereinlassen soll,“ riefen zwanzig Stimmen. „Sie hat Neuigkeiten — sie wird Neuigkeiten mitbringen.“

Die Frauen eilten in begieriger Erwartung Tante Polly entgegen, die allen militairischen Geſehen zum Troß mit General Washington bis innerhalb des Palisadenzaunes und dicht an das Fort geritten kam. Sie war sehr aufgeregt. Ihr mächtiger Hut hatte eine mairische Haltung angenommen und ragte an der einen Seite ihres Kopfes hervor, so daß ihre harten Züge deutlich ſichtbar wurden. Ueber ihrem Buſen war ein großer, bunter baumwollener Shawl übereinander gelegt und auf dem Rücken zugebunden, in ihrer rechten Hand trug ſie eine lange Wallnußgerte, die am Ende ſtark abgenutzt war, da ſie in der Aufregung ihres Rittes General Washington fortwährend zu einem ſcharfen Galopp angetrieben hatte.

„Ob ich ſie geſehen habe — natürlich. Und es war ein wundervoller Anblick — ganze Bataillone von Soldaten, die ſich majestätisch bewegten.“

„Habt Ihr meinen Sohn geſehen — war der Feind in der Nähe — können ſie Wintermoot's Fort überfallen?“

„Fragt mich nicht, Nachbarn — ſagt kein Wort,“ ſchrie Tante Polly, indem ſie von General Washington abstieg und ſich von einer Fragerin zur andern wendete.

„Ich weiß ſelbſt nicht viel mehr als Ihr. Aber ſo viel iſt gewiß, daß die Lorn-Butler's wiſſen, was ſie thun. Sie ſind in Schlachtordnung vor dem Fort aufgeſtellt. Ich hätte nicht durch die Soldaten kommen können, wenn Capitain Walter Butler nicht geweſen

wäre. Er kannte mich auf den ersten Anblick und ließ ein paar von seinen Leuten neben General Washington reiten, bis wir über seine Armee hinaus waren.“

„Wie Viele sind ihrer — habt Ihr Indianer gesehen?“

„Ich habe mich nicht mit Berechnungen abgeben können; ja, ich habe eine Bande Indianer im Sumpfe umherschleichen sehen. Da sie aber die Tory's bei mir sahen, schossen sie nicht.“

„Aber unsere Leute — unsere Leute — wo seid Ihr ihnen begegnet?“

„Auf etwa halbem Wege. Sie marschirten gerade aus — Sine White und Alle. Ein Jeder war bereit, für sein Vaterland zu sterben. Mr. White konnte nichts weiter thun, als das Glied verlassen, um mir zu sagen, wie es kam, daß er dort sei statt mich von Miß Derwent heute Abend abzuholen. Capitain Durfee rief ihn zu schnell zurück.“

„Ihr habt also meinen Sohn gesehen?“ flüsterte Mrs. Durfee, indem sie dicht zu der alten Jungfer trat. „Wie sah er aus? Bitte, sagt es mir.“

„Muthig wie ein Löwe, Miß Durfee; mit Ausnahme Sine White's konnte es ihm in der ganzen Compagnie kein Mann gleich thun. „Mitbürger, thut Eure Pflicht,“ sagte ich, als sie sichtbar wurden.“

„Wir wollen es — Gott helfe uns, wir wollen es! Sagt unseren Weibslenten im Fort Forty, daß sie guten Muthes sein sollen. Jeder, der hier ist, wird eher sterben, als den Feind zu ihnen dringen lassen.“

Tante Polly strich sich mit dem Handrücken über die Augen, als sie dies sagte. Ihre Worte wurden von einem allgemeinen Schluchzen erwiedert. Selbst die Kinder begannen einander verstört anzusehen.

„Ihr werdet sie bald anfangen hören,“ sagte Tante Polly. „Gott sei uns gnädig, das war ein Schuß.“

Es erhob sich ein leiser Schrei, dann hielten die Frauen den Athem an und es entstand eine tiefe Stille. Gesichter, die bisher von Thränen bedeckt gewesen waren, wurden jetzt todtenbleich; die alten Frauen falteten ihre welken Hände und sendeten stumme Gebete zum Himmel, die Kinder drängten sich zusammen und begannen zu weinen.

„Das ist ein furchtbarer Schall,“ sagte Tante Polly. „Jede Mutter, die dort einen Sohn, und jede Frau, die einen Mann zu verlieren hat, möge mit mir niederknien und ein Vaterunser sprechen. Wir Weibsteute können nicht fechten und ich weiß nicht, was wir sonst thun können. Gott sei uns gnädig.“

Sie fielen auf ihre Kniee — die alten Greisinnen, die jungen Frauen und die kleinen Kinder — sie sprachen Stoßgebete und erzitterten bei jeder Salve, die aus dem Walde herübertönte. Anfangs kamen die Schüsse in gleichmäßigen Zwischenräumen, dann folgte eine Salve der anderen; ein dumpfes Geschrei, welches durch seine Entferntheit um so entsetzlicher klang, dann der schaurige indianische Kriegsruf, der alle geringeren Töne übertäubte.

Die Worte des Gebetes erstarrten auf jenen asch-

farbenen Lippen. Verstörte Augen blickten einen schauerlichen Moment einander an. Die Furchtbarkeit jenes Schalles betäubte selbst die Angst. Die Schüsse wurden schwächer und schwächer, eine momentane Stille erfolgte und dann kam lauter, durchdringender und dem Fort näher ein neuer Kriegsruß, der sich zu einem scharfen Gellen verlängerte.

Die alte Mrs. Durkee erhob sich von ihren Knieen. Ihre Stimme erklang mit furchtbarer Klarheit über der Menge. „Mutter, Waisen und Wittwen, erhebt Eure Gesichter zum Himmel, denn nur der allmächtige Gott kann uns jetzt helfen!“

Drittes Kapitel.

Das Schlachtfeld.

Von patriotischem Enthusiasmus erfüllt waren dreihundert Mann — zum großen Theil grauhaarig und über das kräftige Lebensalter hinaus, die Uebrigen muthige Knaben — aus dem Fort gezogen und hatten sich am Ufer eines kleinen Flusses aufgestellt, welcher sich aus dem Gebirge herabschlängelt und oberhalb Kingston in den Susquehanna fällt. Sechs Compagnien marschirten aus dem Fort und hier stießen die Civilbeamten und die Richter des Wilkesbarrer Gerichts zu ihnen. Nach kurzer Berathung wurden die Capitaine Durkee, Ransom, und die Lieutenants Roß und Wells vorausgeschickt, um zu recognosciren. Als ihre Pferde davon jagten, näherten sich die Compagnien von Wyoming einander und marschirten colonnenweise ab. Auf jedem bleichen Gesicht war standhafter Muth, in jedem Auge die Glut einer verzweifelten Energie zu lesen.

Der Marsch begann. Die kleine Patriotenschaar bewegte sich stetig und schnell dahin, die heiße Sonne ergoß ihre Strahlen über sie. Die wellenförmige Ebene unterbrach die Regelmäßigkeit ihres Marsches, aber die Stetigkeit ihrer Schritte schwankte nie. Der jüngste Knabe in den Reihen wurde muthiger, als er an dem Fort, wo seine Mutter wachte, vorüberzog und sein Gesicht dem Feinde zukehrte. Alte grauhaarige Männer richteten ihre gebückten Gestalten empor und wurden adleräugig, als sie nach dem Dbdach ihrer Frauen zurückblickten und sich dann dem Feinde zukehrten.

Sie kamen am späten Nachmittag vor Wintermoot's = Fort an. Der Feind war zu ihrem Empfange gerüstet. Oberst John Butler und seine Jäger hielten die Ufer des Flusses zwischen ihnen und dem Fort besetzt, und die ganze schwarze Sumpfebene, welche sich zwischen den Bergen hinzog, wimmelte von Wilden unter Gi = en = gwa = tah und Königin Esther. In Zwischenräumen der Linie entlang waren indianische Scharfschützen vertheilt und die königlichen Grünen Johnson's hatten sich zur Rechten Oberst Butler's formirt. Die Butler's hatten sich ihre Kampfplätze selbst gewählt, eine mit Zwergeichen und gelben Fichten bedeckte hier und da angebaute Ebene.

Die Amerikaner machten Halt. Einen Moment herrschte eine feierliche Stille. Oberst Zebulon Butler spornete sein Pferd und ritt vor seine Linie. Er erhob die Hand. Seine Stimme erschallte wie eine Trompete.

„Leute, dort ist der Feind. Wir sind ausgezogen, um zu kämpfen, nicht für die Freiheit, sondern für das Leben selbst, und was uns noch theurer ist, um unsere Häuser vor der Brandfackel und die Frauen und Kinder vor dem Tomahawk zu bewahren. Haltet den ersten Anlauf aus, dann werden die Indianer weichen. Jeder Mann thue seine Pflicht.“

Es erschallte kein enthusiastischer Ruf, aber in den Augen jener Greise glühte ein düsteres Feuer und die muthigen Knaben erbleichten im glühenden Verlangen nach dem Kampfe. Der tapfere Anführer schwenkte sein Pferd und kehrte sich dem Feinde zu. Sein Schwert blitzte — dreihundert andere Waffen antworteten ihm und die Schlacht begann. Denn trotz der furchtbaren Uebermacht feuerten die Amerikaner zuerst, indem sie ihren Befehlshabern stets gehorchten und bei jeder Salve um einen Schritt vorrückten.

Der Toryanführer hielt die Erschütterung aus und sendete seinen Donner zurück. Seine Federn und sein militairischer Schmuck waren bei Seite geworfen. Ein rothes Taschentuch umgab seine Stirn und er focht mit Staub bedeckt und von Pulverdampf geschwärzt wie ein gemeiner Soldat, während sein Sohn, der keine andere Stellung einnahm, von einer Abtheilung zur anderen galoppirte, um seine Befehle zu überbringen.

Trotz der Tapferkeit ihres Anführers und der Disciplin der Truppen war jedoch der Angriff von Seiten der Männer, die für ihre Frauen und Kinder

kämpften, zu heftig, um ihm Widerstand leisten zu können. Nach der dritten Charge wichen die britischen Glieder zurück. Er sprang wie ein Wahnsinniger vor sie hin, sammelte sie und bemächtigte sich des verlorenen Terrains wieder. Jetzt wurde der Kampf auf beiden Seiten furchtbar. Die Amerikaner begannen trotz ihrer Tapferkeit die Wucht der Uebermacht zu fühlen.

Eine Abtheilung von Indianern, die unter den Zweerzichen versteckt lag, verbreitete in ihrer Flanke den Tod. Von diesem eisernen Hagel wurde Capitain Durfee niedergestreckt, während er seine Leute anführte. Die indianischen Scharfschützen sahen ihn fallen und erhoben ein dämonisches Geheul, welches bis zu den Wällen von Fort Forty drang und alle darin Befindlichen vor Schrecken erbeben ließ.

Der Kampf stand beinahe gleich. Auf dem linken Flügel fochten die Streitkräfte unter Oberst Denison verzweifelt gegen die Indianer, diese aber kamen ihm endlich in die Flanke, drangen aus dem Sumpfe hervor und fielen ihm wie Bluthunde in den Rücken. Ein heftiges Feuer bestrich seine Leute. Während er so von den Wilden im Rücken und den Tory's in der Fronte bedrängt wurde, dachte er dem eisernen Hagel durch eine Veränderung der Position zu entgehen. In dem Kampfgewühle wurde sein Befehl mißverstanden und das Wort „Rückzug“ erschallte durch die Glieder. Es flog wie Feuer von einer Lippe zur andern und verbreitete einen panischen Schrecken. Die britischen Linien

schwankten bereits, noch ein Moment und sie würden gewichen sein. Aber jenes furchtbare Mißverständniß gab ihnen den Sieg. Als Denison's Abtheilung in Verwirrung gerieth, sammelten sie sich, drangen vorwärts und die Schlacht wurde zu einem Gemetzel.

Bergeblich sprengte Zebulon Butler unter sie, ritt wie ein Wahnsinniger durch den Kugelhagel und bat sie, sich zu sammeln. „Verlaßt mich nicht, Kinder!“ rief er. „Noch einen Schlag — eine kühne Front und der Sieg ist unser.“

Es war Alles vergeblich. Die Glieder waren bereits aufgelöst, die Indianer sprangen unter sie wie blutgierige wilde Thiere. Die Anführer wurden niedergehauen, während sie ihre Compagnien zu sammeln suchten. Tomahawks und Kugeln regneten und flogen ihnen nach, während sie flohen. Einige wurden von Steinlanzen durchbohrt. Einige fielen mit gespaltenem Haupt, ein Theil floh nach dem Fort FORTH oder eilten dem Flusse zu, sprangen hinein und kämpften mit dem Strome um ihr Leben.

Kein wildes Thier wurde je so gejagt wie jene unglücklichen Leute. Sie wurden überall niedergeschossen — in den Kornfeldern, im Sumpfe. Ohne Rücksicht auf ihre Rufe um Gnade wurden sie nach dem Flußufer gejagt, aus dem Gebüsch gezogen, in dem sie sich zu verbergen suchten, selbst aus den Wellen zurück, oder in Felspalten hingeschlachtet, die von dem über sie ausgegossenen warmen Blute dampften. So wüthete

die Verfolgung der Insel Monockonock gegenüber. Gegen Fort Forty zu wurden Scenen von gleicher Schauerlichkeit ausgeführt. Die Indianer sprangen heulend wie hungrige Wölfe über die Ebene hin, schnitten den Rückzug nach dem Fort ab, und die armen Burschen, die sich dorthin gewendet hatten, wurden Duzendweise erschossen und niedergehauen oder als Gefangene zurückgeschleppt und unter die Wilden geworfen, um künftigen Torturen ausgesetzt zu werden.

Viertes Kapitel.

Die Gatten.

Katharine Montour und ihre Tochter blieben lange in peinlichen Betrachtungen versunken in der Stille ihres Zeltes. Als aber ihre Gedanken zu den sie umgebenden Gegenständen zurückzukehren begannen, weckte sie die auf der Insel herrschende Stille im gleichen Momente zur Thätigkeit.

„Wie geht es zu, Mutter, ich höre keinen Ton,“ rief Tahmeroo, indem sie sich aus den Armen ihrer Mutter loswand und ihr besorgt in's Gesicht blickte.

Katharine stand auf und ging in das Lager hinaus. Die Insel war gänzlich verlassen. Sie sah nur einige Squaws und die gewöhnliche Wache um ihr Zelt. Im nächsten Momente kehrte sie mit etwas von ihrer früheren Energie zurück.

„Man hat Verrätherei im Sinne,“ sagte sie. „Kein Indianer ist auf der Insel zu sehen. Das Blut-

vergießen muß verhütet werden. Horch, das sind Schüsse. Ich höre fernen Trommelwirbel — das Geheul! Gott sei den Armen gnädig, die heute umkommen müssen.“

„Was können wir aber thun, Mutter? Der Kampf ist jetzt im Gange!“

„Laß mir Zeit zum Ueberlegen,“ erwiederte Katharine, indem sie die Hände über ihrer Stirn faltete und ihre alte Festigkeit zurückzurufen suchte.

„O Gott, sei mir gnädig! Jenes Engelsmädchen auf der Insel! Tahmeroo, wir müssen sie retten. Ich habe es versprochen — aber die Krieger verlassen mich — jenes Armband reicht vielleicht nicht hin!“

„Mutter, ich will ihr Leben mit meinem eigenen beschützen. Laß uns gehen, denn dies wird ein furchtbarer Tag sein. Komm, Mutter, komm!“

„Horch!“ rief Katharine; „ich höre Ruderschlag.“

„Es kann Butler sein — o, wenn er es wäre!“ rief Tahmeroo, welcher der Gedanke an ihren Gatten stets zuerst gegenwärtig war.

Katharine eilte nach dem Eingange des Zeltes, aber in diesem Momente wurden die Vorhänge bei Seite geschoben und der Missionär stand vor ihr.

„Weib — Lady Granby!“ rief er. „Was thun Sie hier? Rund umher herrschen Tod und Blutvergießen — hüten Sie sich, daß es nicht auf Ihrer Seele lastet. Thun Sie dem Bordringen Ihrer Wilden Einhalt — retten Sie die Unschuldigen.“

„Mein Gott! ich bin hilflos!“ erschallte es von

Katharinen's Lippen. „Geh, Tahmeroo, geh sofort und suche die Königin oder den Häuptling — beeile Dich, wenn Du nicht willst, daß diese Mordthaten auf unseren Häuptern lasten sollen. O Sir, ich bin hier beinahe ohnmächtig, aber was ein schwaches Weib thun kann, werde ich ausführen.“

Tahmeroo sprang davon wie ein Reh, während Katharine mit einer Schwäche, die sie seit Jahren nicht gefühlt hatte, auf einen Sitz sank.

„Jetzt ist keine Zeit zum Schwachsein,“ rief der Missionär beinahe hart. „Sie sind zu vertraut mit Blutszenen geworden, um hier zurückzubecken, Lady.“

„Aber ich bin jetzt ungewöhnlich hülflos,“ sagte sie niedergeschlagen. „Meine Macht ist verschwunden.“

„Ist nicht Si = en = gwah = tah Ihr Sklave? — ist Ihr Wille nicht bei seinem Volke Gesetz?“

„Er war es, so lange ich verwegen und stark war. Jetzt aber bin ich leider nur ein armes schwaches Weib. Seit unserer ersten Begegnung am Ufer dieses Flusses sind in meiner Brust Gedanken erwacht, die seit Jahren geschlummert hatten. Dieses entsetzliche Leben ist mir in der Seele zuwider und der Häuptling verachtet, was er für Feigheit hält. Königin Esther hat ihre alte Macht wieder erlangt und Walter Butler, der Gatte meines Kindes, treibt sie an wie ein Dämon. Sie haben mich hier verlassen, ohne mir ein Wort zu sagen. Der Himmel weiß, was das Ende sein wird.“

„Sie müssen Etwas thun — ermutigen Sie sich.

Sie haben keinen Augenblick zu versäumen — Menschenleben stehen auf dem Spiele.“

„Es ist mir wie ein Traum,“ sagte Katharine, „die Gegenwart ist mir entschwunden — Ihre Stimme führt mich zurück — zurück zu meiner Jugendzeit. Wo habe ich sie damals gehört?“

„Das ist keine Zeit für Träume, Dame,“ rief der Missionär. „Ernuthigen Sie sich — kommen Sie, hören Sie jene Schüsse, jenes Geheul!“

Aber Katharine wich der Macht, welche ihre Sinne abgestumpft, noch mehr — sie vermochte sich nichts von der Gegenwart vorzustellen. Die Jahre entschwanden ihr, sie befand sich wieder in ihrer englischen Heimath. Selbst der Kriegsruf ihres Stammes konnte sie nicht wecken.

„Wollen Sie nicht kommen?“ stöhnte der Missionär.

„Alle Bewohner des Thales werden ermordet werden — jenes unschuldige Kind auf der Insel wird seinen Tod finden. Zum zweiten Mal, Karoline, retten Sie sie, so werth Sie Ihre Seele halten.“

„Jenes Kind — das Kind mit dem Engelsantlitz und der Gestalt?“ sagte Katharine träumerisch, aber mit einem Blicke der Verstörtheit, als ob sie eben erwache.

„Gott segne sie! der Himmel segne jenes Engelsmädchen!“

„Können Sie sich nichts vorstellen? Dann muß ich das Wort sprechen, welches Sie erwecken oder ganz wahnsinnig machen wird! Weib — Lady Granby — eilen Sie — retten Sie jenes Mädchen! Denn so

wahr ein Gott zwischen uns Beiden richtet, sie ist Ihre leibliche Tochter.“

Katharine saß bewegungslos da und starrte ihn mit schweren Augen an.

„Ich habe außer Tahmeroo keine Tochter,“ sagte sie, „und sie ist jetzt nur zur Hälfte mein Kind.“

„Ich sage Ihnen, Mary Derwent ist Ihre Tochter — das Kind, welches Sie in Ihrem Wahnsinn beinahe getödtet haben und für todt hielten.“

Katharine sprang mit einem Schrei auf, der so lang und durchdringend war, daß der Missionär erschrak.

„Und Sie?“ stöhnte sie, „Sie?“

„Ich bin Barnham, Dein Gatte.“

Sie sank mit dem dumpfen schweren Schalle eines Leichnams zurück und vergrub ihr Gesicht in ihrem Gewande. Der Missionär erhob sie bebend und vor ihr wie vor sich selbst zusammenschauend.

„Karoline — Gattin — blicke auf; oder ist Gott barmherzig gewesen und ist dies der Tod?“

„Mein Gatte — mein Gatte — ist todt, er ist todt — vor Jahren, langen Jahren ertrunken in dem tiefen, tiefen unergründlichen See.“

„Karoline, täusche Dich nicht länger. Blicke auf dieses Bild, diesen Ring, erkennst Du mich jetzt?“

„Und der Himmel hat mich nicht mit seinem Blitz erschlagen?“ stöhnte sie. „Ich lebe noch!“

„Deine Tochter — unser Kind — Karoline! sie wird ermordet werden!“

„Meine Tochter!“ Sie erhob sich von Neuem und wiederholte die Worte mit einem schluchzenden Tone, als ob sie eine schwere Last von ihrem Herzen zu schütteln suche, „meine Tochter!“

„Rette sie, die Schlacht wüthet dicht bei der Insel, wo sie wohnt. Begleite mich. Nur Deine Gegenwart kann sie retten.“

Der peinerfüllte Ausdruck seines Tones hätte Marmor zum Bewußtsein bringen können. Er rief Katharinen's schwankende Vernunft zurück.

„Kind — Mary — Tochter — ich will gehen, ich will gehen. Wenigstens können wir zusammen sterben. Ich und das Kind, welches die Engel liebten, aber nicht zu sich nehmen wollten.“

Sie stürmte aus dem Zelte und Barnham folgte ihr. Sie begegnete Tahmeroo, die eben gelandet war.

„Sie sind nahe bei dem Fort und kämpfen wie die Wölfe,“ rief sie. „Der Häuptling und Königin Esther sind mitten in der Schlacht und auch Buttler, mein Gatte — o, mein Gatte!“

„Eile zu ihr und sage, ihre Mutter komme, Barnham. Mensch oder Geipenst, hilf mir,“ rief Katharine. „Ich kann nicht sprechen — ich kann Dich nicht um Verzeihung bitten, aber wir wollen sie retten und dann möge Gott gütig sein und uns sterben lassen.“

Er eilte, ohne ein Wort zu sprechen, nach seinem Canoe und schoß den Fluß hinab, wie der Pfeil vom Bogen. Die ganze Stärke Katharinen's war zurückge-

kehrt. Sie drängte entschlossen den Wahnsinn zurück, der sie zu beschleichen begonnen hatte und wendete sich zu Tahmeroo.

„Folge mir nach der Insel bei dem Fort; dort ist ein junges Mädchen. O mein Gott, mein Gott, laß mich sie noch einmal sehen! Laß mich sie Kind nennen und sterben!“

Sie stießen in ihrem Canoe ab und hielten es unverwandt stromabwärts, bis sie sich der Insel auf eine Meile genähert hatten.

Die Sonne war dem Untergehen nahe und der Purpur der Abendröthe bedeckte den westlichen Himmel, aber der ganze Horizont war von Pulverdampf verdunkelt. Der Knall der Schießgewehre — das Pfeifen der Kugeln — das Stöhnen der Sterbenden erfüllte die Luft mit einem furchtbaren Getöse, welches schwer über die Gewässer dahin zog.

„Mein Gatte, mein Gatte!“ stöhnte Tahmeroo.

Katharine sprach nicht, sondern spähte nur begierig nach der Insel aus. Sie athmete kaum und ihre Augen hatten einen furchtbaren Ausdruck.

In diesem Momente erschien eine Abtheilung von Indianern auf dem westlichen Ufer. Sie deuteten mit zornigen Geberden auf das Canoe. Plötzlich sprangen sie in das Wasser wie wilde Thiere und schwammen auf das Canoe zu.

„Mutter,“ rief Tahmeroo, „sie kommen hierher. Esther hat sie abgeschickt, um uns zu ermorden.“

Ein Duzend Hände erfaßten das schwache Fahrzeug und dunkle Gesichter mit furchtbarer Kriegsmalerei stierten die beiden Frauen an.

„Zurück!“ rief Katharine, indem sie sich in dem Canoe erhob und ihr Messer zog. „Wenn Ihr wagt, mir den Gehorsam zu versagen, sollt Ihr aus dem Stamme gestoßen werden. Katharine Montour hat gesprochen.“

„Der Häuptling gebietet. Katharine Montour muß an's Land gehen.“

„Ja, dort auf der Insel und sonst nirgends. Sagt Butler, Eurem weißen Häuptling, daß er mich dort finden wird.“

Sie rissen ihr das Messer aus der Hand und sprangen in das Canoe. Hierauf lenkten sie das Boot dem Ufer zu, ohne den beiden Frauen ein Leides zuzufügen, aber auch ohne ihrer Vorstellungen und Gegenreden zu achten.

„Gott, o Gott, mein Kind!“ stöhnte Katharine zwischen ihren auf einander gepreßten Zähnen hervor. „Verloren — verloren!“

Als sie das Ufer erreichten, rissen sie die Wilden aus dem Boote und zerhieben es mit ihren Tomahawks in Stücke. Dann eilten sie mit einem Freudengeschrei davon, welches ihren Auftraggeber von seinem Triumph benachrichtigte.

„Das ist Butler's Werk,“ rief Katharine. „Sie sind verloren.“

„Nein, Mutter, komm, wir wollen zu Fuße gehen — es ist nicht weit — es kann ein Boot in der Nähe der Insel liegen.“

Sie liefen mit rasender Eile in dem Dunkel der herannahenden Nacht hin. Sie hielten nicht an, um zu sprechen oder Athem zu holen; sie erfaßten gegenseitig ihre Hände nur fester und fester, als der Wind ihnen das Geräusch des Kampfes näher führte.

Fünftes Kapitel.

Kampf und Feuersbrunst.

Der Sturm der Schlacht war vorüber. Aber die Scenen, welche ihm folgten, waren weit entsetzlicher als der erste Kampf. Denn jetzt zog der Mord mit rothen Händen über die Ebene hin und die Dämonen des Sieges dürsteten wie wilde Thiere nach mehr Blut.

Auf jener großen Ebene gab es nur eine Hoffnung zum Entkommen. Ein breiter, von Indianern wimmelnder Sumpf lag zwischen ihnen und den Bergen, die das Terrain oberhalb Fort Forty bedeckten und schnitten die Unglücklichen ab, welche sich dorthin gewendet hatten. Aber die Insel Monockonock befand sich fast in einer Linie mit dem Schlachtfelde, und obgleich der Fluß von vor Kurzem gefallenem Regen geschwollen war, konnte ein guter Schwimmer doch hinüber gelangen und von dort aus durch eine Schlucht in den Bergen auf der anderen Seite entkommen. Nach diesem Punkte flohen daher die Patrioten in ihrer Verzweiflung.

Als Katharine Montour und Tahmeroo den Fluß hinabkamen und durch das Stöhnen der Sterbenden und das satanische Geheul der Sieger zu athemloser Eile angetrieben wurden, flohen viele Patrioten dem Wasser zu. Einige wurden vor ihren Augen niedergeschossen, Andere schwammen mit übermenschlicher Anstrengung nach der Insel, liefen hinüber und entkamen entweder auf der andern Seite oder blieben erschöpft liegen. Die Wilden folgten ihnen wie Dämonen. Aber ihr menschliches Wild war im Gebüsch am Ufer zu häufig, um jeden Einzelnen auf dem Fuße verfolgen zu können, und wenn Einer auf diese Weise entkam, so schickten ihm die bemalten Wilden ein spöttisches Geschrei nach und wendeten sich zu einer anderen Blutarbeit.

Die Tory's waren noch unbarmherziger. Für sie gab das verwandte Blut dem Morde einen neuen Reiz und mehr als ein Bruder fiel auf jenem Ufer von den Händen, die seine Wiege hatten schaukeln helfen.

Nach diesem Punkte kam General Murray, während Katharine sich ihm in der zunehmenden Dunkelheit näherte. Er hatte den Butler's sowohl wie den Wilden Vorstellungen gemacht, aber vergebens. Ebenso gut hätte er versuchen können, Bluthunde von der Fährte abzulenken, wie jenen Ungeheuern von ihrer Blutarbeit abzureden. Die unersättliche Blutgier trieb sie so verzweifelt an, daß sie die Fackel an ihr eigenes Fort legten, um durch den rothen Schein der Feuersbrunst Licht zu weiteren Mordthaten zu erhalten, weil

die Sonne ihre Grausamkeiten nicht mehr bescheinen wollte.

In seiner Hoffnungslosigkeit, etwas zu nützen und durch die Scenen, in welche er unwillkürlich gerathen war, bis in die tiefste Seele erschüttert, wendete sich Murray der Insel zu, wo er den Missionär zu finden und sich mit ihm zu einem Plane zur Rettung der noch lebenden Gefangenen vereinigen zu können hoffte.

Während er auf dem Ufer stand und sich nach einem Boote zum Uebersetzen umsah, stürzte eine Gestalt an ihm vorüber, warf sich in das Wasser und schwamm der nächsten Landspitze zu. Ein halbes Duzend Indianer sprangen dem Manne nach und stießen ein Geheul der getäuschten Hoffnung aus. Kurz darauf kam ein junger Mann, vom Pulver geschwärzt und wild wie ein Tiger zu den Wilden heran und schrie: „Habt Ihr ihn — gebt mir den Scalp — fünfundzwanzig Guineen für Denjenigen, der seinen Scalp hat.“

Die Indianer deuteten auf den mit den Wellen kämpfenden Mann, der jetzt in dem Zwielficht nur undeutlich zu sehen war. Butler stieß einen wilden Fluch aus, entriß dem nächsten Wilden die Büchse, erhob sie, zielte bedächtig und feuerte.

Der Flüchtling sank unter und sein Verschwinden wurde von den Wilden mit einem abermaligen Geheul begrüßt. Im nächsten Momente erschien aber der Kopf von Neuem und Edward Clark kletterte mühsam das Ufer der Weidenbucht hinauf und ging vor Er-

schöpfung oder in Folge einer Wunde schwankend auf die Hütte zu.

„Ich habe ihn gefehlt,“ rief Butler, indem er die Büchse ihrem Eigenthümer wieder zuwarf. „Aber wir wollen die Insel und Alles, was darauf ist, zu unserem Nachtgelage versparen. Es ist ein kleiner buckliger Kobold dort, den Ihr für Eure eigenen Launen haben könnt; aber was den jungen Schuft und ein Mädchen betrifft, das wir dort finden werden, so trete ich sie keinem Andern ab. Jetzt macht Euch wieder fort. Hier kriechen noch mehr Ratten dem Flusse zu.“

Murray war hinter einen Baum getreten, als die Abtheilung herankam, und hinter demselben geblieben, bis sie wieder schreiend davon liefen. Er war eben im Begriff, den Rock abzuwerfen und in den Fluß zu springen, um nach der Insel zu schwimmen, als ihn Fußtritte und das schnelle Athmen von Personen in seiner unmittelbaren Nähe davon abhielten. Er spähte unter die dicken Bäume, welche sich um ihn erhoben, konnte aber keinen Menschen erkennen, obgleich der Schall von murmelnden Stimmen deutlich an sein Ohr schlug.

„Gott sei Dank,“ sagte eine weibliche Stimme in Tönen eines tiefen Gefühls. „Gott sei Dank, das Schreckenswerk hat hier noch nicht begonnen. Laß uns nach dem Fort eilen — vielleicht kommen wir noch zur rechten Zeit.“

„Nein, Mutter, nein,“ antwortete eine Stimme

mit traurigem Ausdruck, „wenn noch mehr Blutvergießen stattfindet, so wird es auf jener kleinen Insel geschehen. Wenn mein Mann daran Theil hat, so wird das schöne Mädchen, das ich viele, viele Tage dort unter den Bäumen habe umhergleiten und seiner Ankunft harren sehen — jenes Mädchen wird sein Opfer werden. Sie muß ihn auf irgend eine Weise erzürnt haben. Jenes schöne Mädchen hatte heute getraut werden sollen, Mutter. Kannst Du Dir denken, warum Butler Rache an ihr nehmen will? O, Du weißt nicht Alles! Du hast nicht gehört, wie er ihren Namen im Schläse flüsterte, und bald Schmeichelworte, bald Flüche hinzufügte. Du hast nicht gefühlt, wie sein Herz unter Deinem Arme klopfte, und dabei gewußt, daß es von Liebe oder von aus Liebe gebornem Haß für eine Andere glühte. Warum aber stehen wir hier? Ich wünsche nicht, daß sie sterben soll, und er soll sie nicht lebend erlangen. Laß uns hinübergehen und sie warnen. Gibt es kein Boot hier — nichts, was uns hinüber bringen kann?“

„Ach nein; was können wir thun?“
 „Mutter, hilf mir die Kleider ausziehen. Ich kann schwimmen.“

„Vater des Himmels! Nein, die Strecke geht über Deine Kräfte — das Wasser ist sehr tief,“ rief die erste Stimme entsetzt.

„Mutter, er soll jenes Engelsmädchen nicht tödten — er soll die Andere nicht bekommen — ich bin sehr

stark, ich kann nach der Insel schwimmen. Sieh, jetzt, wo die Lichter auf das Wasser fallen, sieht es nicht mehr so gefährlich aus. Laß mich es versuchen."

"Giebt es kein anderes Mittel?" rief die andere Stimme. "Ich kann nicht darein willigen. Es kann Dir den Tod bringen, mein Kind."

Während aber die Worte noch auf den Lippen ihrer Mutter schwebten, hatte Tahmeroo die Gewänder abgeworfen und war mit einem Satz weit hinaus in die Wellen gesprungen, indem sie zurückrief: „bleib hier — bewege Dich nicht — ich werde mit einem Canoe zurückkehren."

"Mein Kind — o Vater der Gnade, sie ist verloren!"

"Nein, Madame, sie ist leicht und besonnen — haben Sie keine Furcht," sagte Murray, indem er aus dem Schatten trat, in welchem er gestanden hatte.

Ehe Katharine sich noch umwenden konnte oder seine Stimme deutlich vernommen hatte, sprang ein Mann mit wilden Sätzen an ihr vorüber und stürzte sich in das Wasser. Katharine konnte nur einen Blick auf das verstörte Gesicht werfen, ehe sie aber zu Athem kam, kämpfte er mit der Strömung und seine Verfolger standen auf dem Ufer, die Männer waren Beide Weiße, obgleich die Blutgier von fünfzig Wilden aus den Augen leuchtete, die auf das Wasser schauten, mit welchem jener alte Freund kämpfte.

"Kommt zurück, Lieutenant Shoemaker — kommt zurück," rief der Mann auf dem Ufer, "die Strömung

ist zu schnell — Ihr werdet umkommen. Kehrt an's Ufer zurück, ich werde Euch beschützen."

Der Flüchtling kehrte um. Jener Mann hatte an seinem Tische gegessen, seinen Reichthum und seine Wohlthaten genossen. Er gehörte zu der Toryarmee und ein Wort von ihm war Rettung. Er war dem Sinken nahe, aber jene Worte der Freundlichkeit brachten ihn wieder zum Leben und er schwamm nach dem Ufer und hielt seine zitternde Hand empor, um sich aus dem Wasser ziehen zu lassen. Winderker, denn dies war der Name des Dämons, erfaßte die Hand, schwang seinen Tomahawk und begrub ihn in die Stirn, welche voll Dankbarkeit zu ihm erhoben war.

Katharine Montour stieß einen Schreckensschrei aus. Der Dämon kehrte ihr sein Gesicht mit einem schauerlichen Lächeln zu, hob den Körper seines Wohlthäters halb aus dem Wasser, schleuderte ihn wieder zurück, daß die Wellen von seinem Blute geröthet wurden und schrie: „Das ist die rechte Art, um Verräther zu behandeln.“

Alles dies geschah so plötzlich, daß die Schreckensthat verübt und der Mörder entflohen war, während Murray und Katharine noch von der Erschütterung betäubt dastanden.

Als die Schändlichkeit ihr vollkommen klar wurde, setzte sich Katharine zitternd auf den Boden nieder, während Murray den Degen zog, um den Mörder niederzuhauen. Aber er war in das Gebüsch gesprungen

und dem Fort zugeeilt, über welchem sich jetzt grell gefärbte Rauchwolken erhoben.

Murray kehrte an das Ufer zurück, als eben Tahmeroo in dem kleinen Fahrzeuge Mary Derwent's, welches sie in der Bucht gefunden hatte, über den Fluß zurückschoß.

„Das war ein wackerer Gedanke,“ rief Murray, indem er in das Boot stieg und Katharine nachzog. „Sie müssen andere Boote suchen und dies wird uns Zeit geben. Ha! sie haben ihr Werk an dem Fort vollendet. Seht.“

Während er noch sprach, fiel eine helle Lichtmasse auf den Fluß und eine Flammensäule erhob sich, Rauch und glühende Kohlen entsendend, daß die Waldbäume und die stillen Gewässer auf meilenweite Entfernung um das brennende Fort purpurn erschienen. Die poetische Natur Katharine Montour's wurde durch die schauerliche Pracht dieses Anblicks geweckt.

„Seht,“ rief sie, indem sie im Canoe aufsprang und flußabwärts deutete, wo sich das Feuer wie eine mächtige scharlachrothe Fahne in dem Wasser abspiegelte, „seht, der Fluß scheint zu brennen — die Wälder und Berge entzündeten sich von Licht. Kann der jüngste Tag furchtbarer sein, als dieser?“

Sie stand aufrecht da und deutete mit der einen Hand stromabwärts. Ihr purpurnes Gewand flatterte im Winde und die Juwelenschlange um ihre Stirn schimmerte wie ein lebendes Wesen in dem rothen Scheine,

welcher auf sie fiel. Während sie so da stand, wurde ihr ausgestreckter Arm erfaßt, daß das juwelenbesetzte Armband sich in das Fleisch eindrückte und ein bleiches krampfhaft bewegtes Gesicht näherte sich dem ihren.

„Weib — Karoline — Lady Granby — sprich zu mir!“ Die Worte erstarben auf Murray's Lippen, er heftete sprachlos seine Augen auf ihr Gesicht.

Ein schneller Ausdruck der Freude trat auf Katharine Montour's Züge. Ihr Herz erbehte bei dem Klange ihres Namens und sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich an seine Brust werfen. Der Impuls dauerte nur einen Moment. Ihre Hand hatte gezuckt, während aber seine Augen auf ihr Gesicht geheftet waren, wurde es still und ruhig wie das eines Kindes. Sie machte sich sanft von ihm los und setzte sich nieder.

„Granville Murray,“ sagte sie mit ruhiger, fester Stimme, „seit mehr als zwanzig Jahren sind wir für einander todt gewesen. Entweihe nicht die Asche der Vergangenheit. Mein Kind — mein erstgebornes Kind ist auf jener Insel in Gefahr. Hilf mir es retten und dann wollen wir uns wieder auf ewig trennen.“

Die Worte waren noch auf ihren Lippen, als eine Kugel vom Ufer herüberpiff und die Rubinfrone der Schlange auf ihrem Haupte hinwegriß.

Sie fiel betäubt, aber sonst nicht verletzt, zu Murray's Füßen nieder. Im nächsten Momente erhob sie den Kopf.

„Wer ist erschossen? ist er getödtet?“ murmelte

sie, indem sie sich mit der Hand über die Augen strich und wieder aufzurichten suchte.

„Der fremde Mann ist unverletzt, Mutter,“ sagte Tahmeroo, „und ich — Du hörst mich sprechen — und ich bin wohl.“

„Gott segne Dich, mein wackeres Mädchen. Granville Murray, warum sind wir hier? Rings um uns ist der Tod. Vorwärts, vorwärts!“

Murray hatte seine Selbstbeherrschung wieder erlangt. Er griff zu dem Ruder, welches Tahmeroo hatte sinken lassen und trieb das Canoe mit einer Stetigkeit vorwärts, welche sein bleiches Gesicht und seine zitternde Hand nicht hätten erwarten lassen. Eine Kugel nach der anderen pfiß an ihnen vorüber, ehe sie die Insel erreichten. Aber der Strom wurde größer und das Ziel ihrer Verfolger ungewisser.

Sie erreichten die kleine Bucht und sprangen auf das Ufer. Aber sie hatten kaum den Rasen berührt, als die Flammen aus dem brennenden Gebäude in einer hellen Feuer säule aufschossen und das gegenüberliegende Ufer und den jenseits befindlichen Wald erhellten, als ob ein Vulcan in dem Gebirge ausgebrochen wäre.

„Mutter, sieh dorthin,“ sagte Tahmeroo mit einer Stimme voll Entsetzen, die sich nur wenig über ein dumpfes Flüstern erhob, und sie deutete nach dem anderen Ufer, welches im vollen Scheine des brennenden Forts dalag. Ein Schwarm von rothen Kriegern hatte sich auf den steilen Ufern versammelt, und dort an der

Stelle, die sie so eben verlassen hatten, sah sie ihren Vatten mit Waffen in den Händen wüthend mit den Füßen stampfen, als er sie aus der Ferne erblickte.

„Wir sind auf der falschen Seite der Insel gelandet,“ sagte Katharine Montour nach einem hastigen Blicke auf die Dämonen, welche am Ufer umher schwärmten. Sie erfaßte die Rabel eines anderen Bootes, welches in der Bucht angelegt war. „Tahmeroo, bleibe bei dem fremden Manne und warne die Leute im Hause, ich will unterdessen das Boot nach der anderen Seite bringen. So lange sie im Bereich ihrer Büchsen sind, werden sie nicht entkommen können.“

„Karoline — Lady Granby, das darf nicht geschehen,“ sagte Murray, der augenscheinlich ihre relative Stellung über dem tiefen Interesse des Moments vergaß. „Wie sollen Sie den Büchsenkugeln entgehen, welche jene Teufel auf Sie richten werden, denn sie sind vom Blute berauscht und feuern eben so gut auf Freunde, wie auf Feinde. Ich will die Boote nach der anderen Seite bringen, während Sie mit der jungen Frau die Leute warnen.“

Der Name, welchen Murray unwillkürlich angewendet hatte, fiel wie Thau auf ihr Herz. Aber Katharine kämpfte gegen die Gefühle an, welche sie selbst in jener Stunde der Gefahr beinahe zum Kinde machten. Der Gedanke an frühere Jahre belebte sich in ihrer Brust von Neuem, aber sie antwortete ihm mit Ruhe und Entschiedenheit:

„Die Gefahr würde für Beide gleich sein, und eine Person wäre nicht im Stande, das Canoe zu rudern und zu gleicher Zeit die übrigen zu halten. Ich will mit Ihnen gehen. Mein Kind, eile Du nach dem Hause und warne sie vor der Gefahr — bleibe im Gebüsch, schicke sie in geringer Anzahl nach dem Ufer herab und vermeide jeden Schein von Besorgniß. Verstehst Du mich und hast Du den Muth, allein zu gehen?“

Die unglückliche junge Frau stand mit dem Ufer zugekehrtem Gesicht da, über ihre Wangen rollten Thränen, die auf ihre gefalteten Hände herabfielen, während ihre Mutter sprach:

„Ja, Mutter, ich verstehe und ich werde das arme Mädchen retten, wenn er mich auch dafür umbringt. Ich weiß den Pfad, ich bin ihn schon früher gegangen,“ antwortete sie trübe und zerstreut.

Ein leises Geheul, wie der lange anhaltende Schrei einer Meute hungriger Wölfe, spornte sie wieder zur Thätigkeit an. Sie blickte wieder auf ihre Mutter. „Sie haben Boote zum Uebersetzen gefunden,“ sagte sie. „Sie werden uns ermorden, wenn sie sehen, daß wir ihre Beute warnen. Aber ich werde es thun. Küsse mich, Mutter — lebe wohl.“

Ein heißer Kuß, eine schnelle Umarmung und Tahmeroo sprang mit den Säßen eines Hirsches den Pfad hinauf.

Katharine Montour wendete sich verstört zu ihrem

Begleiter. „Der Schrei! Hinein — hinein!“ rief sie hastig, indem sie in das Canoe sprang. „Sie sind auf dem Wasser. Laßt sie auf uns feuern, wenn sie wollen. Geben Sie mir ein Ruder. Ich kann die eine Hand gebrauchen. Vater im Himmel! haben Sie den Schrei gehört?“

Murray sah, daß keine Zeit zu versäumen war. Er sprang an ihre Seite und steuerte so schnell um die Insel, als es ihre Ungeduld nur verlangen konnte, obgleich seine größere Kaltblütigkeit sie vor den Gefahren bewahrte, denen sie hatte Troß bieten wollen. Indem er dicht im Schatten der Insel hinruderte, entging er der Beobachtung der Indianer, und die beiden Personen, die für einander ein Schicksal gewesen waren, saßen neben einander da, ohne ein Wort zu sprechen und fast ohne an einander zu denken. Das Leben von mehr als fünfzig Personen stand in Gefahr; und unter ihnen hatte Katharine zwei Kinder — die Indianerin, welche bereits auf ihrem Wege der Barmherzigkeit war und das sanfte Mädchen, welches sie jetzt zum ersten Male Kind nennen sollte.

Sie landeten auf dem östlichen Ufer der Insel, Murray zog die Canoe's halb auf das Land, während Katharine vorwärts sprang und jeden Augenblick erwartete, Tahmeroo mit der Familie zu treffen, die sie zu retten gekommen war. Statt der Frauen, welche sie suchte, sprangen aber ein halbes Duzend Männer todtenbleich mit vor Schrecken gestäubtem Haar vorüber, um nach

der Schlucht auf dem östlichen Ufer zu fliehen. Sie waren Flüchtlinge aus der Schlucht und taumelten, von der furchtbaren Anstrengung des Schwimmens über den Fluß erschöpft.

Sie sahen ihre indianische Kleidung, bogen mit einem Verzweiflungsschrei ab und stürzten auf ihr Gesicht.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief Katharine, indem sie die Hand gegen sie schwenkte. „Ich bin kein Feind. Im Namen des Himmels rettet Euch.“

Sie sprangen wieder auf und eilten dem Flusse zu; sie sahen die Canoe's halb im Wasser, halb auf dem Lande, stießen sie in den Strom, warfen Murray taumelnd gegen einen Baumstamm, als er sie abzuhalten versuchte, und ruderten in verzweifelter Eile davon, während sie die Familie auf der Insel und Diejenigen, welche gekommen waren, um sie zu retten, in einer verzweifelteren Lage als je zurückließen.

Sechstes Kapitel.

Die Warnung und die Flucht.

Jenen ganzen Tag über waren Mary Derwent, ihre Großmutter und Schwester allein im Hause geblieben. Sie hörten den Schlachtruf, das Kampfgetöse und waren Zeuge von den Schrecknissen der darauf folgenden Niederlage. Gegen Abend wurde die Ebene von dem Rauche bedeckt, welcher sich von dem brennenden Fort aus verbreitete. Das Geheul und die Büchsenschüsse kamen dicht an das Ufer und hatten mit schauerlicher Deutlichkeit von der Insel wieder.

Die beiden Mädchen lagen am Fenster auf den Knien, sprachen Stoßgebete und blickten von Zeit zu Zeit hinaus und heften an allen Gliedern, als das wilde Geheul dem Strande näher und näher kam.

Mutter Derwent benahm sich anders. Sie holte eine alte rostige Büchse herbei, welche ihrem Sohne gehört hatte und ging an's Werk, um das Schloß zu reinigen und den Lauf mit einem geölten Lederstück

auszuwischen, welches sie sodann um ihre Kugeln wickelte, als sie zum Laden bereit war. Welche Ladung dies war — das Pulver, der Pfropf, die Rehpfeile und Kugeln machten die alte Büchse fast so gut wie eine Kanone, nur daß es weit wahrscheinlicher war, daß sie durch den Rückprall die alte Frau eher tödten, als ihr Blei über den Feind ausschütten würde. Trotzdem wurde Mutter Derwent mit dem Herannahen der Gefahr muthiger und stieß bei jedem neuen Kriegsruf eine neue Kugel hinein, die sie mit einem Zweige festrammte, der der beste Ladestock war, welchen sie finden konnte.

„Kommt, Ihr Mädchen, sitzt nicht so furchtsam da, das ist nicht die Weise, wie man sich in Kriegzeiten benehmen muß. Seht Ihr nicht, daß meine Munition bald verbraucht ist? Bringt die zinnerne Theekanne, ich will sie einschmelzen. O, Gott sei uns gnädig, da sind sie schon!“

Die Mädchen schrakten auf und blickten verstört aus dem Fenster. Ein Mann kam den Fußpfad herauf und nach dem Hause gesprungen. Seine Kleider triefen und das Wasser strömte aus seinem Haar.

„Es ist Edward Clark!“ schrie Jane Derwent, auf die Thür zueilend.

„Es ist Edward,“ flüsterte Mary mit einem Gefühl des Dankes gegen Gott.

Mutter Derwent hörte nur die Schritte, welche ihrer Hütte zueilten. Sie postirte sich an das Kamin,

erhob die Büchse an die Schulter und kehrte das Gesicht der Thür zu, um zu feuern, sobald sich ein Feind zeigen würde.

Die Thür flog auf, und während sie noch an dem widerspenstigen Drücker zog, stürzte Edward Clark an ihr vorüber und rief:

„Flieht Alle nach dem westlichen Ufer. Eine Horde Wilde eilt dem Flusse zu.“

Während er noch sprach, kam ein halbes Duzend andere Flüchtlinge herangeeilt, denen noch mehr folgten, etwa fünfzehn bis zwanzig Mann, die, da sie zu erschöpft waren, um weiter zu schwimmen und keine andere Hoffnung hatten, daran gingen, sich in der Hütte zu verbarrikadiren.

„Du wirst nicht zugeben, daß sie uns ermorden,“ stöhnte Jane Derwent, die sich mit der ganzen Verzweiflung der Furcht an ihren Geliebten hing.

Der junge Mann drückte sie an seine Brust, preßte einen Kuß auf ihre kalte Lippe und suchte sich aus ihren Armen loszureißen. Aber sie erfaßte ihn in ihrem Entsetzen nur noch fester und er konnte sich nicht losmachen.

„Jane,“ sagte eine ruhige, leise Stimme aus dem innern Zimmer, „komm, laß uns beisammen bleiben. Der große Gott des Himmels und der Erde ist über uns — seine Macht vermag uns zu retten.“

Jane nahm ihre Arme von dem Nacken ihres Geliebten und schwanfte dem Bette zu, an welchem

ihre Schwester kniete. Hier vergrub sie ihr Gesicht in den Händen und blieb bewegungslos, so daß Niemand sie für lebend gehalten haben würde, wenn sie nicht ein Schauer durchzuckt hätte, so oft sich ein Büchsen- schuß vernehmen ließ. Einige Momente tiefer Stille — dann ein lautes, schauerliches, nahes Geheul und mehrere schnell hinter einander folgende Schüsse. Aller Gesichter erbleichten, aber sie waren verzweifelte Männer und standen blaß, entschlossen und todtesbereit da.

Die Thür war verbarrikadirt und Edward Clark stellte sich mit seiner Mutter am Fenster auf und heftete seine Augen auf den nach der Bucht führenden Pfad. Trotz aller ihrer Vorsicht hatten sie aber einen Zugang vergessen. Das Schlafzimmersfenster Mary Derwent's stand offen und das Körbchen mit Rosen lag auf der Brüstung und verbreitete seine Düfte so lieblich, als ob sie nicht von menschlichem Blute getränkt werden sollten. Die erwartungsvolle Stille, welche die Puls- schläge so vieler muthiger Herzen zurückhielt, ließ Jane trotz ihrer Furcht das Gesicht erheben. Ihre Augen fielen auf das Fenster — ein Schrei entrang sich ihrer Brust. Sie erfaßte krampfhaft die Schulter ihrer Schwester und deutete mit ihrer rechten Hand auf eine junge Indianerin, welche mit der einen Hand auf dem Fenstersims zu ihnen hinein blickte. Als sie die beiden bleichen Gesichter sah, winkte Tahmeroo mit dem Finger, aber Jane schrie nur um so verstörter auf und vergrub ihr Gesicht abermals im Bett.

Mary erhob sich von den Knieen und ging fest auf das Fenster zu, denn sie erkannte Tahmeroo. Einige Flüstertöne wurden zwischen ihnen gewechselt; Mary schritt in das anstoßende Zimmer. Man vernahm ein Geräusch, eine Büchse schlug klirrend auf den Herd nieder und dann kam die muthige Alte in das Schlafzimmer gestürzt.

Tahmeroo hatte das Fensterkreuz herausgerissen und war hereingesprungen. Sie hob das verwirrte Mädchen durch die Oeffnung hinaus. Sobald sie sich auf der anderen Seite befanden, sprang die junge Indianerin wie eine Antilope hinaus und zog sie mit fort, indem sie den Uebrigen zurief, daß sie ihr folgen sollten.

„Das schöne Mädchen möge nur muthig sein,“ flüsterte die Indianerin, indem sie ihre Begleiterin zu schnellerer Eile antrieb. „Wenn wir noch ein paar Momente haben, werden Alle gerettet werden.“

Die Worte waren kaum gesprochen, als ein blutdürstiges Geheul von der Bucht her erschallte: Der Kriegsruf! der Kriegsruf!

„Die Boote warten — beeilt Euch! Es kann noch mehr gethan werden!“ rief Katharine Montour, die jetzt vom Flusse her dem Hause zueilte.

Im nächsten Momente wüthete ein furchtbarer Kampf um Mutter Derwent's Wohnung. Ein Schwarm von Dämonen schien sie schreiend und gellend und mit blutdürstigem Geheul umringt zu haben. Das Pfeifen der Pfeile, das Krachen der niederfallenden Tomahawks

und die Büchschüsse vermischten sich schauerlich mit dem Stöhnen, dem Rufen und Fluchen der Mörder und der Ermordeten. Das Blockhaus füllte sich mit Sterbenden und Todten und immer noch wüthete der Kampf mit blutdürstiger Hestigkeit, bis die Wilden unter den Erschlagenen umhergingen und in Ermangelung anderer Opfer ihre Rachsucht an den Verwundeten und Todten ausließen.

Während dieses Blutvergießens war der Missionär unverletzt geblieben und hatte sein Kind gesucht. Mehr als ein grimmiges Auge schaute auf ihn, mehr als ein Tomahawk blitzte über seinem Kopfe, aber keiner senkte sich herab. Es war noch ein hoher stattlicher Mann da, der sich mitten unter die Wilden stürzte und sich vergeblich bestrehte, dem Gemetzel ein Ende zu machen. Sie kehrten sich wüthend gegen ihn; er entriß einem todten Indianer die Waffen und vertheidigte sich muthig. Die Wilden drangen auf ihn ein und er war beinahe zu Boden geworfen, als Katharine Montour wie eine verwundete Löwin mitten unter sie sprang, ihre Arme um ihn schlang und schrie:

„Zurück, Teufel, zurück! er ist unser Bruder.“

Das Messer des Wilden senkte sich und er eilte davon, um ein neues Opfer zu suchen. In diesem Momente sprang Esther auf sie zu. Das blutlose Grau ihres Gesichts sah um so entsetzlicher aus, als der Feuerchein aus der Hütte hinter ihr darauf fiel.

Sie hatte eben ihren Tomahawk geworfen, aber

sie riß das Stilet aus ihrem Gewande. Es blitzte empor und senkte sich geräuschlos nieder wie ein dürres Blatt. Katharine stöhnte tief — abermals senkte sich das Messer herab, Murray fühlte einen stechenden Schmerz, aber die Bein, jenes Weib an seiner Brust so nahe und doch so fern zu fühlen, war so tief, daß er nicht bemerkte, wie der Dolch in seine Seite drang.

Er sprang mit einem frampshaften Satz durch die Thür und eilte, als die Wohnung hinter ihm in Flammen aufloderte, mit seiner blutenden Last auf die Quelle zu. Nicht eher hielt er an, als bis ihre Arme erschlafften und ihr Gesicht auf seine Brust sank. Er fühlte, wie die warmen Blutstropfen auf ihn niederträufelten und drückte sie fester an sich, aber er schau- derte, als ob sie auf sein Herz fielen.

Er schwankte den geschlängelten Pfad hinab. Er wurde matt, setzte sich nieder und umschloß sie mit seinen Armen. Er dachte, daß es das Klopfen ihres Herzens gegen das seine wäre, was ihn so schwach machte, aber es war sein eigenes Leben, welches langsam durch die Wunde, die ihm Esther zugefügt hatte, davon rann.

Unterdessen trieb Tahmeroo ihre Gefährten mit einer Eile an, welche durch die Töne des Kampfes hinter ihnen beschleunigt wurde. Jane Derwent rang halb wahnsinnig gegen ihre Führerin und wurde zurückge- stürzt sein, um die dahinten Gebliebenen zu suchen, wenn sie sich hätte freimachen können. Aber die junge

Indianerin hielt ihren Arm fest und zog sie ohne ihrer Bitten zu achten, entschlossen den Booten zu. Sie kamen zu spät. Die Canoe's waren abgestoßen.

Als Mary ihre Schwester auf dem Wege zur Rettung sah, kehrte sie um und suchte ihre Großmutter, die sie auf dem Herde fand. Sie erfaßte ihre Arme, deutete auf die Kellerthür, zog sie die Leiter hinab und schloß hinter ihr den Eingang. Eine Spalierthür ging von dort in den Garten und durch diese flohen die Greisin und das Mädchen in's Freie.

Hier wirbelten die Wilden lodernde Scheite, die sie vom Herde gerissen hatten, umher und bestrebten sich, die Hütte anzuzünden. Sie sahen Mary in ihrem weißen Gewande, wichen zurück und blickten ihr mit stumpfer Ehrerbietung nach. Ihre verwachsene Gestalt rettete die Greisin, denn für sie war dies ein Zeugniß von dem großen Geiste und es würde ein Frevel gewesen sein, ihr ein Leid zuzufügen.

So entkamen die alte Frau und das Mädchen unverletzt. Aber es drohte ihnen noch mehr Gefahr von den Tory's, die noch rohere Barbareien verübten als die heidnischen rothen Männer, denn für die Indianer waren die Familienbände geheiligt.

Als die beiden Frauen dem Ufer zueilten, liefen noch viele Flüchtlinge dem Rande der Insel zu, wo sie sich in dem Weidengebüsch versteckten oder sich in den Fluß stürzten, um nach dem östlichen Ufer zu schwimmen. Zwei Männer kamen an ihnen vorüber.

Beide waren Weiße, der Eine verfolgte den Anderen mit rasender Wuth. Der Eine schwankte und fiel, als er an ihnen vorüber kam. Er erhob sich auf seine Kniee, als ihn der Andere ereilte.

„Bruder — Bruder! — Im Namen Derjenigen, die uns geboren hat, tödte mich nicht!“ schrie der Unglückliche, indem er mit Entsetzen auf den erhobenen Tomahawk blickte. „Ich will Dein Slave sein — ich will Dir dienen, aber tödte mich nicht, Bruder!“

„Höllischer Verräther!“

Die Worte zischten zwischen den aufeinander gepreßten Zähnen hervor, der Tomahawk wirbelte in der Luft und fiel mit einem dumpfen Krachen nieder! Der Brudermörder eilte weiter — das Leben eines Bruders hatte ihn nicht gesättigt.

Mary wurde vor Entsetzen halb ohnmächtig.

„Vorwärts, Großmutter! vorwärts!“ rief sie.

„Sie werden unsere Schwester auch tödten.“

Jane sah sie kommen, sprang in die Arme ihrer Schwester und begann mit fast wahnsinnigem Ausdruck in sie zu dringen.

„O Mary, laß uns zurückgehen und ihn aufsuchen. Wir können doch nur Alle zusammen sterben — denn sie werden uns ermorden.“

Tahmeroo riß sie auseinander, sprang in das Wasser und watete auf einen Baumstamm zu, der in dem Röhricht lag und wälzte ihn in die Strömung. Er befand sich kaum auf den Wellen, als eine Schaar

von Indianern sichtbar wurde und mit wüthendem Geschrei auf die kleine Gruppe zu eilte. Tahmerob sprang auf das Ufer zurück und deutete nach dem Baumstamm.

„Seht, er schwimmt! Werft Euch darauf, — ich werde sie zurückhalten!“ —

Sie wartete nicht, um zu sehen, ob ihre Weisung Gehorsam fand, sondern ging ruhig auf die Wilden zu.

Die drei Frauen eilten nach dem schwimmenden Holzstück. Mary und Jane brachten zuerst die alte Großmutter darauf, dann setzten sie sich zu beiden Seiten nieder und ruderten mit einem Treibholzkast, welchen Jane aus einem Dickicht gerissen hatte, in den tiefen Fluß hinaus. Die schnelle starke Strömung trug sie vorwärts und so schwammen sie in die Nacht hinaus, während Todesrufe, Flintenschüsse und rothe Flammen an der Stelle walteten, wo ihre Heimath gewesen war.

Königin Esther's Felsen.

Die Nacht war hereingebrochen, aber der rothe Flammenschein erhellte die Gewässer und die dichten Wälder mit seinem grellen Glanze, welcher auf den hochzeitlichen Gewändern der jungen Mädchen und dem schönen mit Blumen gekrönten Haupt spielte. Der Kampf war vorüber, aber von Zeit zu Zeit vernahm man noch das Geschrei, mit welchem ein Wilder auf sein Opfer

Die Nacht war hereingebrochen, aber der rothe Flammenschein erhellte die Gewässer und die dichten Wälder mit seinem grellen Glanze, welcher auf den hochzeitlichen Gewändern der jungen Mädchen und dem schönen mit Blumen gekrönten Haupt spielte. Der Kampf war vorüber, aber von Zeit zu Zeit vernahm man noch das Geschrei, mit welchem ein Wilder auf sein Opfer

eindrang und das so schauerlich in der nächtlichen Stille widerhallte, daß die unglücklichen Frauen sich auf ihrem schwimmenden Baumstamm enger an einander schmiegen.

Schauernd und von diesen Schrecknissen sowie von denjenigen, welchen sie eben entronnen waren, halb gelähmt, trieb die kleine Gruppe hülflos dahin. Aber jetzt überkam Mary eine neue Furcht, denn sie allein bemerkte die Gefahr. Die Boren des Holzes füllten sich allmählig und seine Größe wurde für ihre Last unzulänglich. Es senkte sich mit jedem Momente tiefer und tiefer in das Wasser. Anfangs war sie entsetzt, aber nach einem Momente kehrte der erhabene Muth ihrer Seele zurück. Der Stamm war groß genug für zwei — die alte Großmutter und ihre schöne Schwester sollten gerettet werden — was sie betraf —

Sie blickte in das tiefe, tiefe Wasser hinab, der Purpurschein der fernen Feuer färbte es wie Blut. Sie konnte sich nicht dort hineinsinken lassen, es war ihr, als ob sie sich in neue Schrecknisse gestürzt hätte. Aber bald kam der Baum dem Ufer näher und brachte sie in den tiefen Schatten.

„Großmutter — Jane!“

„Wie, liebe Mary — hast Du Furcht?“ fragte die Alte.

„Du sprichst seltsam — fröstelst Du in der Kälte, Schwester?“ fragte Jane, die selbst in der kalten Nachtlust schauderte.

„Großmutter — Schwester — Ihr wißt, wohin Ihr gehen sollt — wenn Ihr Kingston gegenüber

kommt, so sucht an's Ufer zu gelangen. Laßt nach
Tante Polly Carter's Schenke und versteckt Euch dort,
bis Ihr Aussicht habt, über die Berge zu entkommen.
Hörst Du, Jane?"

"Ja, ja. Aber Du bist bei uns — Du wirst
uns sagen, was wir dann thun sollen."

Einen Augenblick blieb Mary stumm. Zu ihren
Lippen stieg ein Seufzer empor, aber sie blieb lautlos.

"Es ist gut, wenn Du mich verstehst," sagte sie
schwach. "Großmutter!"

"Ja, Mary — aber halte fest. Deine Arme er-
schlaffen — Du wirst herabgleiten — halte mich fester, Mary."

Die Arme schlangen sich plötzlich fester um sie, das
bleiche Gesicht sank auf ihre Schulter und sein Fuß
berührte ihren weichen Nacken. Die rechte Hand tastete
weiter und erfaßte Jane Derwent's Kleid.

"Jane — o Schwester Jane!"

"Mary, laß mich los, Du reißt mich beinahe hinab!"

Die Hand sank.

"Mary — o Mary — um Gottes Willen halte
fest! O Himmel! — o Mary — Mary!"

"Was? — was giebt es? Großmutter, Dein Ge-
schrei bringt mich zum Zittern. Mary, erschrecke sie
nicht so — sie ist kalt."

"Sie ist fort — Gott verzeihe uns Beiden —
sie ist fort — hinabgeglitten — ertrunken!"

Jane stieß einen wilden Schrei aus, erfaßte den
Baumstamm mit beiden Händen und strengte sich an,

ihn zurückzuhalten. Die Strömung hatte sie aber in ihrer Gewalt und trug sie unbarmherzig weiter.

Ein weißer Schimmer erhob sich auf dem Wasser, als sie abwärts getrieben wurden, während sie Schreckensrufe zurücksendeten; er sank und hob sich wieder, diesmal näher am Ufer. Dann eilte ein menschliches Wesen, war es nun ein Indianer oder ein Weißer, durch das Gebüsch, sprang in das Wasser und näherte sich jener schimmernden weißen Masse. Der Mann tauchte unter und ruderte lange und verzweiflungsvoll, und dann fletterte er mit Mary in seinen Armen das Ufer hinauf.

Es war der Missionär! Er hielt sie — fest an seiner Brust, er erwärmte ihr kaltes Gesicht mit seinem eigenen, suchte das Leben auf ihren Lippen und dankte Gott, als er es erkannte.

Mary bewegte sich in seinen Armen. Das Wasser hatte sie gnädig behandelt und der Athem ihre Brust noch nicht verlassen. Einen Augenblick glaubte sie, daß sie im Himmel sei, und lächelte erfreut, als sie fand, daß er bei ihr war. — Ein langer heulender Ruf von der Ebene, dem ein langsamer schauriger Todten- gesang folgte, brachte sie aber wieder zum Bewußtsein. Sie schrak auf, strich ihr Haar zurück und blickte nach der Gegend, aus welcher der Schall kam. Hier begegnete ihr ein Anblick, der alle Gedanken an den Himmel aus ihrem Kopfe vertrieb. Ein mächtiges Felsstück lag in der Mitte eines Kreises, von dem man das Gebüsch hinweggeschnitten hatte, wie der Fenster

das Haar seines Opfers wegschneidet, um seinen Streich sicher zu führen. Um diesen Felsen waren sechszehn Gefangene gesammelt und hinter ihnen befand sich ein Kreis von Wilden, von denen Jeder ein Opfer zur Erde niederdrückte. So saßen die dem Tode geweihten Männer einander gegenüber und erwarteten den letzten Streich. Während sie noch hinblickte, kam Königin Esther, die furchtbare Priesterin jener Nacht, von ihrem Werke auf der Insel heran und eine Schaar Indianer folgte ihr eben so blutdürstig wie sie und verstärkte die Menge um jene Schreckensscene. Sie hielt den bligenden Tomahawk ihres Sohnes in der Hand und begann einen Tanz, der eine schauerliche Grazie besaß. Bei jedem dritten Schritte fiel der Tomahawk und ein Kopf rollte zu ihren Füßen nieder. Die ganze Scene wurde von einem mächtigen Feuer beleuchtet, welches man mit dem Buschholz aus dem Kreise angezündet hatte, und gegen dieses rothe Licht stach ihre Gestalt mit furchtbarer Deutlichkeit ab. Ihr langes Haar hatte sich aufgelöst und flatterte hinter ihr, während das harte Profil ihres Gesichts sich scharf gegen die Flammen abzeichnete, wie das eines weißen Geistes, der dem Feuer seine Entstehung verdankt.

Mary lenkte ihre Augen von diesem Schauspieler ab und wendete sie dem Missionär zu. Er verstand ihren Sinn.

„Ich will hingehen,“ sagte er. „Es kann sein, daß ich mein Leben für das ihre opfere.“

„Ich ebenfalls,“ sagte Mary bleich und fest. „Gott hat mir eine große Macht verliehen.“

Sie berührte ihre verwachsene Schulter wie ein Engel seine Schwingen, und eilte dem Blutschauplatz zu — ihre Füße berührten kaum die Erde. Der Missionär konnte trotz alles seines Eifers kaum Schritt mit ihr halten.

Königin Esther's Todtengesang nahm an Stärke und Hefigkeit zu, während die Kette blutender Häupter sich hinter ihren Schritten verlängerte. Ein Leben nach dem anderen war entflohen und nur zwei blieben noch zurück, als Mary Derwent sich durch den Gürtel von Wilden einen Weg bahnte und auf den Felsen sprang.

„Krieger, thut dem Blutvergießen Einhalt — ich gebiete Euch im Namen des großen Geistes!“

Sie redete in der Sprache der Indianer, welche ihr seit ihrer Kindheit vertraut war. Ihre Hand war erhoben, ihre Augen leuchteten begeistert. Die weißen Gewänder hingen um ihre Glieder wie Marmorfalten um eine Statue.

Esther hielt inne und blickte mit dämonischem Hohnlächeln empor. Aber die Indianer, welche die noch lebenden Männer hielten, ließen dieselben los und fielen mit dem Gesicht zur Erde nieder. Die beiden Mädchen waren vor Entsetzen starr. Sie sahen nicht einmal das Wesen, welches gekommen war, um sie zu retten.

Der Missionär beugte sich über sie und flüsterte:

„Auf, und flieht nach dem Fort Forty.“

Sie sprangen auf und davon. Die Indianer

sahen sie, bewegten sich aber nicht. Königin Esther hörte sie laufen und beendigte ihren Gesang mit einem langen leisen Sammerrufe. Dann wendete sie sich in ihrem Grimme ab und wollte ihren Tomahawk nach dem Engelsmädchen werfen. Aber die Indianer sprangen auf den Felsen und behüteten sie mit ihren erhobenen Waffen. Der Aberglaube war bei ihnen stärker als die Ehrfurcht vor ihrer Dämonkönigin.

Die Wuth jener Greisin war entseßlich. Sie schlich um die Wilden wie eine Tigerin, bedrohte sie in ohnmächtiger Wuth mit ihren Waffen und sprang sodann auf ihr Pferd, galoppirte durch den Wald an dem noch glimmenden Feuer vorüber, und über die Ebene, bis sie der kleinen Insel, wo ihr Sohn begraben lag, gegenüber ankam. Ihr Pferd blieb schaumbedeckt und schweißtriefend am Rande des Flusses stehen, aber sie schlug es mit der Fläche ihres Tomahawks und es sprang hinein und trug sie nach der Insel. Hier stieg sie ab, schwankte zu dem frischen Grabe hinauf, ließ den bluttriefenden Tomahawk darauf fallen und fiel in reiner physischer Erschöpfung blutbedeckt darauf nieder.

Während die Königin ihren Weg jenem Grabe zuwenkte, betrat das Engelsmädchen den Pfad der Gnade. Für jene Nacht war dem Blutvergießen Einhalt gethan. Sie war den Indianern als eine Prophetin des großen Geistes erschienen, der als Symbol der göttlichen Macht seine Hand schwer auf ihre Schulter gelegt habe.

Achtes Kapitel.

Das Grab auf der Insel.

Der Morgen brach mit einem stillen Lichte durch das Dickicht von Holzäpfeln und wilden Kirschbäumen, welches die Quelle in der Mitte der Insel umgab. Hier lag auf dem blumenbedeckten Rasen die Gestalt Katharine Montour's. Ihre Augen waren geschlossen und die Lider von der Erschöpfung violett gefärbt. Die Federn, welche ihre Krone bildeten, waren unter ihren Schläfen zu einer bunten Masse zerdrückt und ihre Stirn war gerunzelt, als ob die darum liegende Schlange sie zu fest umgürte. Von Zeit zu Zeit griffen ihre bleichen Hände tief in das Moos und ihre Glieder zuckten im Schmerz ihrer Wunden. Das bleiche eingesunkene Antlitz Granville Murray's lag auf dem Moose, wohin er gefallen war, als sie aus seinen Armen sank. Er hatte die ganze Nacht auf der gleichen Stelle gelegen und Barnham, der Missionär, saß in einiger Entfer-

nung und blickte trübe auf Beide. In seinem Schweigen lag ein ernster tiefer Schmerz, zugleich aber auch eine kalte Strenge. Er konnte jenen blassen stolzen Mann nicht so nahe bei seiner Gattin erblicken, ohne an das Böse zu denken, welches ihm zugefügt worden war.

Auf der berasteten Anhöhe in geringer Entfernung von der Quelle saß noch ein unglückliches Wesen. Es war Tahmeroo, die in tiefer Trostlosigkeit auf ihre Mutter blickte.

Der Ausdruck des Schmerzes verzog sich allmählig von Katharine Montour's Gesicht, und endlich öffneten sich ihre Augen und kehrten sich Murray zu. Sie sah den Todesschweiß auf seiner Stirn stehen, erhob sich mühsam auf ihren Ellbogen und ergriff seine kalte Hand.

„Lady Granby, sprechen Sie zu mir! Ich bitte Sie um Gottes Willen, ehe es zu spät ist. Sagen Sie, daß ich Verzeihung erhalten habe,“ murmelte er.

In der Stimme lag eine so tiefe Pein, daß sie einem Todten Verzeihung abgerungen haben würde. Katharine Montour bemühte sich zu sprechen, ihre Lippen bewegten sich und ihre Augen füllten sich mit einem feierlichen Lichte. Murray sank zurück und ließ ihre Hand los. Mußte er mit einem Zweifel auf seiner Seele in die Ewigkeit gehen?

„Katharine,“ sprach eine leise gebrochene Stimme, und ein schmerzerfülltes Gesicht beugte sich über sie, „verzeihe diesem Manne, wie ich es thue, ehe er stirbt.“

Die Hand, welche Barnham ergriff, war kalt,

aber sie antwortete mit einem schwachen Drucke, und ihre Augen, die sich wieder geöffnet hatten, wendeten sich mit einem sanften Ausdrucke dem Missionär zu. Ein weiches frommes Lächeln, wie das, welches um den holden Mund eines Kindes spielt, verbreitete sich auf den Lippen Katharine Montour's, und ein Murmeln, welches mehr als Verzeihung war, erreichte das Ohr des Sterbenden.

„Großer Gott, ich danke Dir, daß Du mir die Gnade verliehen hast, diesem Manne zu verzeihen!“ rief der Missionär. Sein Gesicht fiel auf seine Brust und er weinte laut, als ob ihm der innigste Wunsch seines Lebens erfüllt worden wäre.

Murray lenkte seine jetzt im Tode erstarrten Augen auf Katharinen's Gesicht. Er sah jenes Lächeln und über seine eigenen Züge breitete sich ein Licht, welches für den Augenblick die sich dort sammelnden grauen Schatten verscheuchte.

Barnham begab sich leise an seine Seite, ergriff die kalte Hand und hielt sie, bis sie im Tode erstarrte. Katharine beobachtete sein Antlitz, während es immer trüber ward, als die unter seiner Berührung zuckenden Pulse schwächer wurden. Als sie sah, daß Alles vorüber war, durchzuckte ein kaltes Frösteln ihre Gestalt, ihre Lider schlossen sich schwer über ihre Augen und sie war fast eben so leblos wie der Mann, der ihr Schicksal gewesen.

Barnham legte die Hände des Todten ehrerbietig

nieder, erhob Katharine Montour in seinen Armen und ließ ihr Haupt an seiner Brust ruhen, während er Tahmeroo zurief, Wasser zu bringen. Sie eilte an die Quelle hinab, bildete mit ihren beiden Händen einen Becher und besprengte das leichenblasse Gesicht. Es gab jedoch kein Zeichen von Bewußtsein. Sie schien wirklich todt zu sein. Barnham wußte, daß ihr Herz noch klopfte, denn er fühlte es an seiner eigenen Brust, und für den Moment überkam ihn eine Schwäche. Er vergaß, wo er war und daß der Todte neben ihm lag; die Jahre und Ereignisse, welche jene beiden Seelen getrennt hatten, zogen hinweg wie Nebelschleier. Er beugte sich nieder und flüsterte: „Karoline, meine Karoline!“ wie er es tausend Mal gethan hatte, während sie wahnsinnig und ebenso bewußtlos für die Liebe war, die ihn nie verlassen hatte und die nie ersterben konnte.

„Karoline, meine Karoline!“

Sein Haupt war niedergebeugt und seine hebenden Lippen berührten beinahe ihre Stirn. Er hörte nichts, sah nichts. Tahmeroo entfuhr ein Ausruf der Ueerraschung und Bestürzung, aber er war völlig bewußtlos dafür, bis die Gestalt Katharine Montour's seinen Armen durch den Häuptling Gi-en-gwa-tah entrißen wurde, der sie an seine breite Brust schloß und einen Blick souveräner Verachtung über seine Schulter warf, als er sie hinwegtrug. Eine Schaar von fünfzig Indianern war ihm auf die Insel gefolgt, und als Barnham von dem plötzlichen Ueberfall schwindelnd aufstand, umringten sie ihn und schnitten

ihm den Rückzug ab, ohne ihm jedoch Gewalt anzuthun. Als sie ihn wieder verließen, war er mit der Leiche seines ehemaligen Feindes allein.

In einem kleinen Nebengebäude, welches den Flammen entgangen war, fand Barnham einen Spaten und eine Hacke. Er ließ die Leiche bei Tahmeroo, ging zu den alten Cedern hinab und grub mit eigenen Händen ein Grab. Dann trug er mit Hülfe der Indianerin den Körper dorthin und legte ihn mit unausgesprochenen Gebeten in die kalte Erde. Die Schollen, womit sie das Grab ausfüllten, waren grün und der Nachtthau zitterte noch darauf. Aber auf jenes Grab fiel ein Tropfen, der reiner war, als jener Thau. Es war die Thräne eines Mannes, der gelernt hatte, zu verzeihen, wie er Verzeihung zu erhalten hoffte.

... und Kinder ...
 ... auf die ...
 ... und ...

... die ...
 ...
 ...
 ...
 ...
 ...

Neuntes Kapitel.

...
 ...
 ... Die Capitulation.

Es gab keine Hoffnung für die Leute in Fort
 Forty. Das Blockhaus zu Pittston hatte sich ergeben,
 Fort Jenkins war bereits genommen und von Wilkes-
 barre flohen die Einwohner nach den Hügeln. So
 hatten die hilflosen und hoffnungslosen Flüchtlinge,
 denen es gelungen war, das Fort zu erreichen, sowie
 die bereits dort befindlichen Frauen und Kinder keine
 Wahl zwischen den Capitulationsbedingungen, die ihnen
 Oberst John Buttler anbot, und einem zweiten Ge-
 mekel. Während noch die Ebene mit den Leichen der
 Männer überstreut war, die am Tage vorher so muthig
 jene Thore verlassen hatten, wurden dieselben geöffnet,
 damit der triumphirende Feind einziehen könne. Auf
 den Befehl des Obersten traten die Patrioten langsam
 vor und stellten ihre Waffen im Mittelpunkte des Forts

zusammen. Die Weiber und Kinder bildeten traurige Gruppen und warteten todtenstill auf die Ankunft der Mörder ihrer Söhne und Gatten.

Die Sieger nahen mit Trommelschlag und wehenden Fahnen in zwei Colonnen heran. Die Tory's standen unter der Anführung der Butler's, während zum südlichen Thore die Wilden mit Königin Esther und Gi-en-gwah-tah an der Spitze hereinmarschirten.

Die Gesichter der Whigs wurden von den Indianern mit schwarzer Farbe bezeichnet, um ihre Sicherheit zu verbürgen. Die Kinder wichen mit lautem Geschrei vor diesem Gütebeweis der Wilden zurück. Die blassen Weiber schritten einzeln an den Siegern vorüber und hobten entsetzt vor ihrer Berührung zurück.

„Schämt Ihr Euch nicht, Ihr Weiber von Wyoming?“ rief Tante Polly Carter, indem sie dreist zu dem langen Wilden heranmarschirte, welcher die Kriegsmalerei aushheilte. „Wovor schent Ihr Euch? Ich habe nie erwartet, daß mir ein Indianer das Rainszeichen auf die Stirn setzen würde, aber wenn ich muß, so muß ich.“ Gedah, Mr. Kupferkopf, macht es gut und schwarz. Ich will nicht, daß ein Irrthum vorkommt, wenn es einem von Euren Häuptlingen einfiele, noch mehr Scalps zu nehmen, und hört Ihr, Mr. Indianer, haltet den Kopf nieder, damit ich Euch Etwas zuflüstern kann. Wenn Ihr noch einen Extrastrich auflegen könntet, um Euren Mannsleuten wissen zu lassen, daß ich verlobt bin, für den Fall, daß sie etwa eine von unseren Wei-

bern zu heirathen verlangen sollten, so würde ich Euch sehr verbunden sein.“

Der Indianer, der kein Wort von alledem verstand, machte mit seinem geschwärzten Stöckchen ein Kreuz auf ihrer Wange, gab ihr einen Stoß und hielt sich für das nächste zitternde Geschöpf, welches hinter ihr her kam, bereit. Als Tante Polly ihre Stelle unter den bezeichneten Frauen einnahm, zupfte sie ein kleiner Knabe am Kleide und flüsterte, daß er eben General Washington mit einem Indianer auf seinem Rücken gesehen habe.

„General Washington — mein Pferd — ist es wirklich wahr?“

„Ja, Tante Polly, er war es selbst und ein großer Indianer ritt darauf.“

„Er soll ihn aber nicht aus dem Fort reiten,“ rief Polly. „Capitain — Capitain Walter Butler — ich berufe mich an Euch, damit Ihr mir mein Pferd zurückschafft. Einer von den rothen Kerlen hat General Washington vor meinen beiden Augen gestohlen.“

„Ich fürchte, daß Ihr ihn werdet zurückkaufen müssen,“ antwortete Butler lachend. „Was könnt Ihr geben?“

„Geben! Für mein Eigenthum werde ich nichts geben, das sage ich Euch.“

„Dann fürchte ich, daß Ihr Euch von dem General werdet trennen müssen.“

Die Wilden begannen aus dem Fort zu marschiren und Tante Polly folgte ihnen hastig.

„Capitain, Capitain,“ schrie sie, „schließt den Handel für mich — seid eine gute Seele!“

Butler redete einen Wilden in seiner Nähe in der Indianersprache an und wendete sich dann wieder zu der alten Jungfer.

„Gebt ihm etwas Geld, Miß Carter! Ihr könnt dann das Pferd holen.“

„Geld! Geld für ein Pferd bezahlen, das ich seit zwanzig — seit langer Zeit schon habe! Nun, das ist eine schöne Geschichte, das muß ich sagen.“

Aber Butler's Vorstellungen und die mürrische Miene des Indianers bewiesen, daß sie das treue Thier unter keiner anderen Bedingung erhalten könne. In diesem Momente schaute der General nach seiner Herrin und begrüßte sie mit einem leisen Freudengewieher. Tante Polly konnte dieser Bitte nicht widerstehen. Sie griff in ihren Busen und zog den alten Schrotbeutel so betrübt heraus, als ob er ihr eigenes Herz gewesen wäre, band ihn auf und nahm ihren Hauptschatz, die beiden Guineen heraus. Sie betrachtete sie wehmüthig und war eben im Begriff, sie wieder in den Beutel zu stecken, als der schlaue General wiederum wieherte. Tante Polly nahm eins von den Goldstücken und steckte das übrige Geld in ihren Busen zurück.

„Vielleicht könntet Ihr ihn überreden, statt dessen eine Perlenschnur oder irgend einen anderen bunten Tand dafür zu nehmen,“ flüsterte Butler, der ihren Jammer einigermaßen bemitleidete.

„Du lieber Gott!“ schrie die alte Jungfer freudig, „ich habe die hübscheste Perlenschnur von der Welt. Stellt Euch vor mich, Capitain, und kehrt mir den Rücken, damit ich mein Kleid aufmachen und sie abnehmen kann.“

Butler gehorchte lachend und Tante Polly band hastig eine Schnur von hellblauen Glasperlen ab und hielt sie dem Indianer hin, der ein vergnügtes Grunzen ausstieß und sie im gleichen Momente aus ihrer Hand riß. Tante Polly schoß auf den General zu, zog den Zügel über ihren Arm und stürmte in das Fort zurück, während der alte Gaul ihr nachtrabte. Sie erreichte einen sicheren Winkel und setzte sich hysterisch lachend und weinend auf den Boden nieder.

„O, General Washington — ich würde gestorben sein, wenn ich Dich verloren hätte! Ich weiß, daß es mein Tod gewesen wäre! Hi! hi! Wie ich den Kerl betrogen habe! Armer alter General, Du bist dürr wie eine Stange! Eine Schnur von alten blauen Glasperlen, die keine zehn Pfennige werth war — versuche es noch einmal, wenn Du eine geborne Connecticuterin betrügen willst, Du rothes Ungeziefer Du!“

Sobald die Tory's und Wilden völlig verschwunden waren, verließ Tante Polly unter den Ersten das Fort.

„Nun,“ jagte sie zu den Umstehenden, als sie mit Hülfe einer wackeligen Bank auf den General stieg, „ich habe meinen Sattel verloren. Aber ich kann, Gott sei Dank, ohne Sattel reiten. Wo ist aber Ca-

pitatu Slocum? Er hat kein Wort über den Rum gesprochen."

Die Unglücklichen im Fort waren zu sehr mit ihren eigenen Leiden beschäftigt, um diese pathetischen Klagen zu beachten und Tante Polly trabte schnell davon, indem sie unzusammenhängende Klagen über ihre Verluste und freudige Worte über die Erlösung des Generals mit so geringen Kosten mürmelte.

Das Herz sank ihr, als sie sich ihrem Hause näherte, denn sie war unterwegs nur an rauchenden Hütten vorüber gekommen. Eine plötzliche Schwellung des Bodens ließ sie dasselbe jedoch unverletzt erblicken. Als sie zur Thür herangaloppierte, kam ihr Sine mit wirklich erfreuter Miene entgegen, während Mutter Derwent und Jane an der Thür erschienen.

"Alles in Ordnung?" rief Tante Polly, indem sie vom Pferde sprang. Wo ist Mary und der Prediger?"

"Mary liegt im Bett. Die Vorgänge der vergangenen Nacht haben sie erschöpft," begann die alte Dame. Tante Polly hielt sich jedoch nicht auf, sie weiter zu hören.

"Sine, nimm den General, füttere ihn gut — und Sine — Du kannst mir einen Kuß geben. Es ist mir egal, wenn es auch Großmutter Derwent und Jane sehen."

Sine gab ihr einen schallenden Schmaß und sie traten in das Haus, wo Tante Polly die Ereignisse des Morgens erzählte und hierauf eine Stiefelwichsbürste

herbeibrachte, um die Gesichter der Uebrigen gleich ihrem eigenen zu bezeichnen.

Diese Ruhe dauerte aber nur wenige Stunden. Die Indianer begannen bald in völliger Achtlosigkeit gegen die Capitulationsbedingungen sämtliche Häuser im District zu plündern und anzuzünden.

Zehntes Kapitel.

Die Doppelhochzeit.

Einige Stunden nach Tante Polly's Rückkehr kam der Missionär mit verstörterer Miene als je in die Schenke. Er fragte mit bebender Stimme nach Mary, und als er sie blaß und erschöpft, aber mit einem Ausdruck hoher Dankbarkeit auf ihrem Gesichte in Tante Polly's Bett fand, traten ihm die Thränen in die Augen.

„Sind Sie unwohl — sind Sie verletzt?“ fragte das junge Mädchen, indem sie ihre Hand ausstreckte.

Er schüttelte traurig den Kopf.

„Und die Dame — die schöne weiße Königin — haben Sie sie endlich gefunden? Ich war beinahe gewiß, daß sie an mir vorüberging, als ich nach dem Flusse lief, aber Sie konnten es nicht glauben. O sagen Sie mir, haben Sie nichts von ihr oder dem indianischen Mädchen gehört?“

„Ich habe sie Beide gesehen. Die Eine ist unverletzt, die Andere —“

„Die Andere — doch nicht sie, nicht sie! O sagen Sie nur nicht, daß ihr ein Leid widerfahren sei.“

„Ich fand sie verwundet — nicht tödtlich, wie ich hoffe und glaube, aber sie wurde von mir hinweggerissen, während sie noch benüßlos war, und von den Wilden fortgetragen. Gott ist aber barmherzig, mein Kind, und sie hat ihm Vertrauen gelernt.“

Mary hatte ihr Gesicht abgewendet und weinte bitterlich.

„Mary, mein Kind, tröste Dich.“

Seine Stimme mit ihrer kummervollen Bärtlichkeit drang tief in ihre Seele.

„Mein Kind! O, das ist ein süßes heiliges Wort. Sie hat mich auf die gleiche Weise ihr Kind genannt und das Herz erbehte in meiner Brust ebenso wie jetzt.“

Der Missionär breitete seine Arme aus, als wolle er das sanfte Mädchen an seine Brust ziehen, aber er that sich mit einer Anstrengung Einhalt, die seinen ganzen Körper erschütterte, setzte sich an dem Bette nieder und begann hoffnungsvolle Worte an sie zu richten.

„Du bist hier sicher, wenigstens für den Augenblick,“ sagte er. „Der junge Butler hat aus Freundschaft gegen die Wirthin dieses Haus unter seinen Schutz genommen, aber Deine Schwester Jane wird Alles in Gefahr setzen. Clark ist nach Wilkesbarre entkommen. Er darf nicht dort bleiben — Butler würde jedes Haus im Dorfe niederbrennen, wenn er ihn damit erreichen könnte. Sage Deiner Schwester,

daß sie sich zu augenblicklicher Flucht bereit halten soll. Ich will Edward Clark auffuchen, ihn hierherbringen und die Trauung vollziehen, damit sie in Gesellschaft fortgehen und sich den unglücklichen Flüchtlingen anschließen kann, die jetzt im Gebirge sind.“

Mary erhob sich sofort.

„Wir werden bereit sein,“ sagte sie mit ruhiger Festigkeit.

„Nein, nein, weder Du noch die alte Dame. Für Dich ist keine Gefahr.“

„Aber meine Schwester?“

„Sie wird bei ihrem Gatten sein und ich bedarf Deiner.“

Auf Mary's Wange stieg eine schwache Röthe. Trotz Gefahr und Tod verrieth ihr Herz durch jene sanfte Färbung sein Geheimniß.

„Ich bedarf Deiner sehr, denn wir müssen zusammen die fremde Dame auffuchen.“

Ihre Augen blickten.

„Sie auffuchen? Können wir hoffen, zu erfahren, wo sie ist und warum sie einen so seltsamen Eindruck auf Alle ausübt?“

„Ja, Du sollst bald Alles erfahren, Mary — nur sei geduldig und vertraue mir noch etwas länger. Jetzt muß ich mich auf eine Stunde von Dir trennen. Sage Jane, daß sie bis zu meiner Rückkehr Alles in Bereitschaft halten soll.“

„Wir werden Ihnen gehorchen,“ antwortete sie,

und er verließ das Haus, ohne ein Wort an die Uebrigen zu richten.

Als Tante Polly den Zweck seines Besuches vernahm, war sie höchlichst aufgeregt. Wenn es gefährlich war, daß in so bösen Zeiten eine Person unverheirathet blieb, so dachte sie für ihren Theil, daß ein Mensch ebenso sehr zu berücksichtigen sei wie der andere.

Sie war nicht so gewiß, daß sie ihr Haus würde über dem Kopfe behalten können, und wenn ihre Gäste sich nicht sicher fühlen konnten, ohne getraut zu sein, so würde sie gewiß in ewiger Todesfurcht schweben. Als ob Butler nicht gegen jedes unverheirathete Frauenzimmer eben solchen Groll hegen würde, wie gegen Jane Derwent!

Sine, der eben aus der Scheune kam, wo er General Washington reichlich versorgt hatte, hörte den letzten Theil dieser Rede mit einigem Schrecken, aber er erlangte seine Fassung unverzüglich wieder und sagte, daß er bereit sei, sich zu stellen, sobald Miß Carter die Ordre ertheilen würde.

Unverzüglich darauf vernahm man ein Rumoren in der alten Commode im oberen Stock, wie man es seit der Zeit, wo sie die Aussteuer aufgenommen, nicht gehört hatte. Ein halbes Duzend alter seidener Kleider wurde herausgeholt und anversucht; ein neues Paar Maroquinschuhe über die feinen Strümpfe gezogen, die sie vor dreißig Jahren für diesen interessanten Anlaß gestrickt hatte, und nach kurzem Verzug erschien die

energische Alte in einem hellgrünen Seidenkleide mit einer Taille, die drei Zoll von den Armen entfernt war, und einem Rocke wie ein Regenschirmüberzug. Die trippelnde Weise, mit welcher sie in das Zimmer trat, wo Jane Derwent in ihrem beschmutzten weißen Kleide saß, würde selbst den Missionär zum Lächeln gebracht haben, wenn er dort gewesen wäre.

„Ich rechne, daß die Männer uns nicht säumig finden werden, Jane,“ bemerkte sie, indem sie sich würdevoll niedersehte. „Weißt Du nicht, — ob Mr. White hinaufgegangen ist?“

Hier erschien Sine an der Thür. Er hatte seinen besten Rock von Haustuch an, und ein breiter Busenstreif, den Miß Polly's eigene Finger geglättet hatten, flatterte wie ein Fächer vor seiner Brust.

Tante Polly belohnte diese schnell bereite Ergebenheit mit einem beifälligen Kopfnicken, strich den Rock ihres Kleides zurecht und bemerkte gegen Jane, daß der Prediger lange auszubleiben scheine.

Jane antwortete mit einem schwachen Lächeln, welches einen Ausdruck halb trauriger Freude annahm, als sie Edward Clark und den Missionär durch die Vorderthür kommen sah. Mrs. Derwent und Mary kamen herein und eine kurze Ceremonie vereinigte das Paar, dessen Hochzeit am Tage vorher so furchtbar gestört worden war.

Jetzt erhob sich Tante Polly und bemerkte gegen den Prediger, daß er auf einmal zwei Fliegen mit

einer Klatzche tödten könne, da in Kriegszeiten Alles so ungewiß sei.

Der Missionär war zu unruhig, um lächeln zu können; er verrichtete ernst die von ihm verlangte Ceremonie, welche Miß Polly Carter zu Mrs. Sine White machte und die diese unschätzbare Dame selbst in jener Gegend voll Tod und Schrecken auf den Gipfel der menschlichen Glückseligkeit ver setzte.

Es waren zwei Pferde für Clark und seine junge Frau mitgebracht worden und eine halbe Stunde nach ihrer Trauung befanden sie sich auf dem Wege nach dem Gebirge, über welches die Hälfte der Bewohner des Thales obdachlos, verwaist und an Geist und Körper elend flohen.

Tante Polly, die ihre Befürchtungen gänzlich verlassen hatten, sobald sie Mrs. White geworden war, ließ sich nicht abhalten, Tane mit einem warmen Shawl und einem Wollfleide, sowie mit einer Kissenzüge voll Schiffszwieback, getrocknetem Rindfleisch und Pfannkuchen zu versorgen. Die kleine Ceremonie hatte ihr Herz so weit geöffnet, daß sie nicht einmal Einwendungen erhob, als der Missionär den Vorschlag machte, einen Mehlsack mit ähnlichen Nahrungsmitteln zu füllen, die er auf den Rücken General Washington's legen und selbst in das Gebirge bringen wolle, da er nur zu gut wußte, daß die unglücklichen Flüchtlinge würden verhungern müssen, wenn sie nicht eine solche Hülfe erhielten.

Wenige Stunden darauf waren das junge Paar

und der Missionär tief im Gebirge — die jungen Leute flohen, um ihr Leben zu retten, der Geistliche war begierig, denjenigen, die dem Umkommen nahe waren, Hülfe zu bringen. Die Nacht war bereits eingebrochen, als sie die Hauptschaar der Flüchtlinge erreichten. Es war ein furchtbarer Anblick! Mehr als hundert Weiber und Kinder mühten sich unter der Anführung eines einzigen Mannes den steilen Berghang hinauf. Einige blieben stehen, um noch einen Blick auf das verlassene Thal zu werfen, welches ihre brennenden Häuser zu einer feurigen Wildniß machte. Andere eilten verstört vorwärts und dem düsteren Sumpfe entgegen, wo so Viele umkommen sollten. Sie fürchteten hinter sich zu blicken, damit nicht etwa ein Wilder aus dem Dickicht springen und die kleinen Kinder aus ihren Armen reißen möge. Frauen, die so junge Wittwen waren, daß sie sich ihre Einsamkeit noch nicht vergegenwärtigen konnten, wendeten sich mit unbestimmter Hoffnung zurück, um zu sehen, ob der Geliebte ihnen nicht in die Wildniß folge. Alte Weiber, die noch hilfloser waren als die Kinder, stiegen geduldig und ohne Klagen die steile Höhe hinauf. Unter der Gruppe befand sich eine Mutter, die ein todttes Kind in ihren Armen trug, welches an ihrer Brust gestorben war. Sie konnte nicht lange genug dahinter bleiben, um ein Grab für das kleine Wesen zu bereiten, und so schloß sie die kostbare Last an ihr Herz und mühte sich vorwärts. Jene unglücklichen

Frauen waren aus ihren brennenden Hütten geflohen, ohne Zeit zu Vorbereitungen zu haben. Die Meisten hatten keine Nahrung mitgenommen und jetzt nagten die Schmerzen des Hungers die geringen Kräfte hinweg, die ihnen der Schrecken gelassen hatte. Die Schwachen und Kraftlosen blieben Eine nach der Anderen zurück und wurden dem Tode überlassen. Kinder verliefen sich in den sumpfigen Wäldern und kamen nie wieder zum Vorschein. Alle Frauen setzten sich geduldig auf die Felsstücke und umgestürzten Bäume nieder, und sahen, ohne zu klagen, wie sie verlassen wurden.

Als der Missionär und seine Begleiter tiefer in's Gebirge kamen, fanden sie diese unglücklichen Wesen dem Tode nahe auf ihrem Pfade. Der Prediger richtete sie auf, speiste sie aus seinen Vorräthen und ließ sie abwechselnd auf den Pferden reiten, von denen die Jungen und Kräftigen abstiegen.

Als sie die Hauptschaar erreichten, hatte sie Halt gemacht, um zu ruhen. Die Kleinen schriegen nach Nahrung, während die verwittweten Mütter ihre Bitten nur mit Thränen erwiedern konnten.

Unter diese Scenen des Elends brachte der Geistliche sein mit Nahrung beladenes Pferd und vertheilte dieselbe mit von Thränen gefüllten Augen. Seine Güte verlieh ihnen Allen neues Leben und neue Hoffnung.

Um Mitternacht legte sich die ganze Gesellschaft zur Ruhe nieder und der Schlaf der Erschöpfung breitete sich über sie. Jetzt erhob sich in der Stille des Waldes

ein jammernder Ruf, die schwache Stimme eines menschlichen Wesens, welches unter Thränen und Noth in der Wildniß geboren wurde. Als die müden Schläfer erwachten und sich anschickten, weiter zu ziehen, schloß die blasser Mutter ihr Neugebornes an ihren Busen und wollte mit den Uebrigen weiter gehen. Aber Jane trat der Armen ihr Pferd ab und ging zu Fuße an der Seite ihres jungen Gatten weiter. Sie war beinahe zum ersten Male in ihrem Leben dadurch beglückt worden, daß sie Anderen Hülfe gewähren konnte.

Bei Tagesanbruch sagte der Missionär, nachdem er die letzten Ueberbleibsel der Speise vertheilt hatte, den unglücklichen Pilgern Lebewohl und kehrte mit schwerem Herzen nach dem Thale zurück.

Elftes Kapitel.

Esther's Abzug.

Endlich marschirten die Tory's in Begleitung ihrer Anführer und des größten Theiles der Indianer unter dem Befehle Si-en-gwa-tah's und der Königin Esther aus dem Thale. Unter die Wildheit und Traurigkeit des Schauspiels mischte sich viel Komisches und Lächerliches. Die Squaws, welche den zurückkehrenden Siegern folgten, waren mit der Beute aus den brennenden Häusern geschmückt. Die Glücklicheren von ihnen trugen fünf bis sechs seidene oder baumwollene Kleider über einander, und über diese hingen die ihren Opfern entrißenen Scalps, die ihr neues Kostüm befranzten. Viele von ihnen saßen auf gestohlenen Pferden und ein altes Weib ritt stolz auf dem Seiden-sattel, welcher so lange der größte Schatz in Tante Polly's Wohnung gewesen war. Auf ihrem Kopf saß ein halbes Duzend Hüte, von jeder Art und Farbe. Der ungeheuerere Sonntagshut der alten Jungfer krönte

das Ganze und ließ seine gelben Bänder bei jeder Bewegung der entzückten Trägerin im Winde flattern.

Katharine Montour, die sich immer noch in dem Delirium des Fiebers befand, wurde in ihrer Mitte auf einer Bahre getragen. Weder der Häuptling noch Königin Esther näherten sich jedoch derselben. Die alte Königin warf von Zeit zu Zeit Blicke voll Bosheit und Zorn auf das bewußtlose Opfer ihrer Grausamkeit, während Si-en-gwa-tah in harter Unbeweglichkeit hinritt.

Tahmeroo ritt an der Seite ihres Gatten, und wenn er ihr zulächelte, vergaß sie alle Leiden und Schrecknisse der letzten Tage, schaute mit stolzer Liebe in sein Gesicht empor und bemühte sich, jeden Blick zu erhaschen. Butler behandelte sie jetzt freundlich und ihre Liebe zu ihm hatte ihre erste tiefe Glut wieder erlangt. Endlich langweilte ihn aber ihre Nähe — er wünschte mit dem Häuptling und der Königin Esther zu sprechen. Vor der Entdeckung des Geheimnisses, welches sie so werthvoll für ihn machte, würde Butler sie rauh hinweggeschickt haben, jetzt wendete er aber List statt der Grausamkeit an.

„Du solltest Deine Mutter nicht so lange allein lassen,“ sagte er. „Sie könnte zu sich kommen und Etwas verlangen.“

„Ich bin grausam gewesen,“ murmelte Tahmeroo mit dem Ausdruck des Vorwurfs gegen sich selbst. „Willst Du mit mir zurückreiten?“

„Ich werde sehr bald zu Dir kommen, mein rothes Vögelchen, jetzt aber muß ich mit dem Häuptling sprechen.“

Tahmeroo machte ein betrübtes Gesicht, aber er streichelte ihre Wange und lächelte so gütig, daß sie auf sein Geheiß bis an das Ende der Welt gegangen sein würde. Sie ritt ohne ein Wort zu der Bahre ihrer Mutter zurück und behielt ihren Posten bei derselben.

Butler's Augen folgten ihr und sein Blick ruhte mit boshafter Grausamkeit auf der Bahre.

„Sie sagen, daß es ihr besser ergehe,“ murmelte er. „Warum ist sie nicht gestorben und hat der Sache ein Ende gemacht. Dann würde Tahmeroo und ich englische Grundbesitzer mit einem Einkommen sein, um das mich Herzöge beneiden könnten. Sie soll sich nicht zwischen mich und diese Reichthümer stellen. Ich werde ihr alle ihre Verachtung und ihren Haß heimzahlen.“

Er galoppirte zu Königin Esther, die in düsterem Schweigen an der Spitze ihrer Krieger ritt. Die in ihren Augen glimmende Wuth bewies, daß ihre Rachsucht noch nicht befriedigt sei. Das vergossene Blut machte sie nur noch durstiger nach mehr und sie ersehnte eine neue Gelegenheit, um ihren Haß gegen das Volk auszulassen, welches ihr einen Sohn geraubt hatte.

„Man sagt mir, daß sich Katharine Montour besser befinde,“ sprach Butler plötzlich, als er sein Pferd dicht neben das ihre zog, damit ihr Gespräch nicht belauscht werden könne.

Esther antwortete nicht. Aber ihre Lippen preßten

sich aufeinander, bis die krumme Nase und das hervorragende Kinn einander beinahe berührten, „Ihr müßt jetzt überzeugt sein, daß mein Verdacht begründet war — sie ist eine Verrätherin und war es von Anfang her.“

„Und sie wird das Schicksal aller Verräther finden,“ erwiderte Esther mit einer furchtbar ruhigen Stimme.

„Aber der Häuptling hängt so blind an seiner Frau, daß er Euch nicht erlauben wird, sie nach Verdienst zu bestrafen.“

„Mir erlauben wird!“ In die Augen des Weibes trat ein gladiatorischer Glanz. „Ich bin die Königin Esther. Wer wagt es, meinen Willen zu bestreiten? Ich würde Gi-en-gwa-tah selbst aus dem Stamme vertreiben, wenn er mir Widerstand leistete.“

„Ein hübscher alter Teufel,“ murmelte Butler. „Ich glaube, daß es mir nicht viel Mühe kosten wird, sie zu reizen.“ Er neigte den Kopf und sagte laut: „ich weiß, daß Königin Esther allmächtig ist.“

„Verlaßt Ihr uns bald?“ fragte sie, ohne seine Schmeichelei zu beachten.

„Ja, ich muß meinen Vater und seine Leute nach Niagara begleiten — wir werden dort Arbeit genug finden.“

„Gut. Wenn Ihr mit neuen Siegen zurückkehrt, werdet Ihr willkommen sein.“

„Fürchtet nichts, ich werde mich auf's Beste bemühen. Tahmeroo bleibt zurück. Sie würde mir nur im Wege sein. Ich hoffe, daß ich bei meiner

Rückkehr Katharine Montour nicht mit ihrem alten Glanz und Macht Euch gegenüber finden werde."

Esther legte ihre Hand auf seinen Arm. Ihre Rippen bewegten sich, aber sie that ihren Worten Einhalt, obgleich das Licht in ihren Augen die Mörderin in ihrer Seele verrieth. Sie machte gegen Butler eine Geberde, welche bezeichnete, daß ihr Gespräch zu Ende sei und ritt, von ihrem Trupp gefolgt, weiter.

Am fünften Tage trennte sich die Armee. Die Tory's marschirten unter den beiden Butler's nach Niagara ab, während die Indianer ihren Weg nach dem Senecasee fortsetzten.

Tahmeroo war über die Trennung von ihrem Gatten schmerzerfüllt. — Er versprach jedoch eine baldige Rückkehr und beruhigte sie mit erheuchelten Liebkosungen. Nachdem er sie verlassen hatte, bedurfte Katharine ihrer ganzen Fürsorge und sie hatte nur noch wenig Zeit, um Gedanken über ihre Vereinsamung nachzuhängen.

Katharine Montour's Zustand war ein höchst kritischer, und sie schwankte Tage lang zwischen Leben und Tod. Der Häuptling erkundigte sich aber nie nach ihr und hielt außer an den gewohnten Ruhepunkten nirgends an. Als Katharine in's Bewußtsein zurückkehrte, war sie weit von Wyoming entfernt. Eine Zeit lang glaubte sie, daß Alles ein Traum gewesen wäre, aber endlich kehrten die Gedanken und mit ihnen die Erinnerung deutlicher zurück. Sie richtete sich auf und stieß einen schwachen Ruf nach ihrem Kinde aus.

Tahmeroo hörte die Stimme, öffnete die Vor-
 hänge der Säule und sagte: „Ich bin hier, Mutter.“
 „Du nicht,“ murmelte die Duldlerin, „ich rufe
 nicht nach Dir.“ Sie sank auf die Kissen zurück, denn sie war zu
 schwach für Worte, und selbst zum zusammenhängenden
 Denken unfähig. So blieb sie tagelang, während das
 Leben schwach um die Oberhand kämpfte, und horchte
 auf Tahmeroo's Worte oder auf die Schritte der Wilden,
 welche sie schnell dahin trugen. Sie erinnerte sich nur
 daran, daß Murray todt war. Sein kaltes Gesicht
 schien fortwährend neben dem ihren auf den Kissen zu
 liegen. Sie hatte kein Kind — keinen Gatten —
 Beide lebten und sie war vielleicht für die ganze Ewig-
 keit von ihnen getrennt. Es war besser so. Sie fühlte
 in jenem schnellen Rückzug beinahe eine Erleichterung
 — ein abermaliges Zusammentreffen mit dem Gatten
 oder dem Kinde, oder selbst ein Gedanke an Denje-
 nigen, der mit ihrer bisherigen Geschichte so innig
 verwoben war, würde den Wahnsinn zurückgerufen
 haben, den das freie Leben im Walde so lange fern
 gehalten hatte. Welche traurigen Stunden verbrachte sie auf diese
 Weise! Sie vermochte nicht gegen ihre Pein anzu-
 kämpfen, und so lag sie wie ein Gewicht auf ihrem
 Herzen — alle schönen Hoffnungen, die ihr früheres
 Leben erheitert hatten, waren jetzt todt, auf ewig todt.

Es war ein Glück, daß sie ihre Jugendjahre beinahe als ein anderes Dasein, und den breiten Ocean, der zwischen ihr und jener fernen Heimath lag, als das dunkle Meer betrachten konnte, welches die Zeit von der Ewigkeit trennt. Wenn ihr Fieber zurückkehrte und ihren Geist mit seltsamen Phantasien erfüllte, so glaubte sie, daß sie sich wirklich in der Ewigkeit befinde, daß das Dunkel von ewiger Dauer sein müsse. Zu solchen Zeiten rief sie laut nach Mary, ihrem Engelskinde, und wenn sich dieses Antlitz in seiner Schönheit vor ihr zu erheben schien, so wurde sie wieder ruhig und schlief ein, indem sie jene Büge in ihre Träume mitnahm, um deren Traurigkeit zu erhellen. Es verstrichen vierzehn Tage, ehe sie die Niederlassung am Senecasee erreichten. Katharine wurde in Tahmeroo's Begleitung nach ihrem Hause getragen, aber Esther begab sich geradenwegs nach ihrem düsteren Palaste und der Häuptling schloß sich seinem Stamme auf dem allgemeinen Lagerplatze desselben an.

Die Sommermonate verstrichen und gingen in den prunkenden Glanz des Herbstes über, ehe Katharine Montour ihr Haus verlassen konnte. Von dieser Zeit an machte sie in Tahmeroo's Begleitung kurze Spaziergänge in dem Walde, oder die junge Indianerin bereitete wohl auch ein Bett von Fellen in ihrem Canoe und ruderte sie stundenlang auf dem See umher. Sie schien instinktmäßig ihre Stimmung zu begreifen und plauderte ihr mit ihrer heiteren jungen Stimme vor

oder bog sich auch schweigend über ihre Kuder und gestattete Katharine, sich auf ihrem Lager in Gedanken zu versenken, wenn sie sah, daß sie nicht zum Sprechen geneigt war.

Das Mädchen wurde ihr theurer als je. Katharine wollte sie sich aber nie als ihre Tochter denken — bei diesem Namen stieg das Bild des fernen bleichen Mädchens auf und ihr Herz sehnte sich mit dem ganzen Leben, welches dasselbe noch bewegt hatte, nach ihr. Tahmeroo war von jetzt an ihre Freundin, ihre jüngere Schwester, aber nicht wieder ihr Kind. Für sie war der Gedanke ein Frevel.

Katharinen's Kräfte kehrten langsam zurück, aber ihre stolze Natur war auf ewig geschwunden. Sie war sanft und demüthig geworden wie ein Kind, dankbar für die ihr erwiesene Zuneigung, fast schüchtern in ihrer neuen Weiblichkeit. Si = en = gwa = tah war abwesend und Esther hielt sich fern. Dies war für sie eine große Erleichterung; denn in der Stille ihres Hauses konnte sie beinahe die sie umgebende Wirklichkeit vergessen. Sie litt fortwährend, aber es waren nicht mehr die harten bitteren Kämpfe früherer Tage — ihr Herz neigte sich unter der Ruthe des Züchtigers und fand in neueren frömmeren Bestrebungen Trost.

Sie mußte sich jedoch einem schweren Selbstvorwurf hingeben. Obgleich ihre Heirath mit dem Häuptling eine unschuldige gewesen wäre, da sie ihren Gatten für todt gehalten hatte, lastete sie doch auf ihrer Seele

wie eine vorbedachte Sünde. Außerdem quälte sie Murray's furchtbarer Tod fortwährend. Er hatte ihr in der Stille jener schauerlichen Nacht seine Reue, sein gebrochenes Leben, sein liebeleeres Alter erzählt. Seine Frau und sein Kind waren gestorben und mit dem Glücke der Ruhelosigkeit beladen, war er ein zweites Mal nach Amerika gekommen und hatte einen Auftrag des Ministeriums angenommen. Es war ihm aber unbekannt gewesen, daß sie noch lebe.

Seit dem Tage seiner Trauung hatte er sie nie wieder gesehen, und als die Thatsache ihres Lebens und des furchtbaren Opfers, welches sie für ihn gebracht, ihm von dem Tische Sir John Johnson's so roh ertheilt worden war, hatte er sich sofort auf den Weg begeben, um sie aufzusuchen und die Verzeihung zu erflehen, ohne die er nie wieder Ruhe zu finden hoffen konnte.

Er hatte den Senecassee zwei Tage nach dem Abmarsch des Stammes erreicht, war demselben so schnell als möglich nach Wyoming gefolgt, und hatte sie dort getroffen, jedoch nur um zu sterben.

Katharine erinnerte sich mit schmerzlicher Deutlichkeit jedes Wortes, welches jene sterbenden Lippen gesprochen hatten. Sie wußte, daß ihr Gatte bei dem ersten Morgengrauen erschienen war und daß sie wieder beisammen waren, und stumm im Thale der Todesschatten da saßen. Jene furchtbaren Erinnerungen hielten ihre Kräfte zurück. Königin Esther's Dolch schien noch in ihrer Brust zu stecken und mit jedem Tage näher

an ihr Herz zu rosten. Sie hatte nur einen Wunsch auf Erden, einen unverlöschlichen Durst nach der Gesellschaft ihres Kindes. Um diesen zu erfüllen, wollte sie sich vor Barnham auf die Kniee werfen und dann sterben.

Im Spätherbst, während Katharine noch sehr schwach war, wurde sie durch das plötzliche Erscheinen Butler's in der Niederlassung erschreckt. Er war mit einer Abtheilung Soldaten gekommen, um seine Frau nach Canada zu holen, wo sie unter der Obhut Sir John Johnson's und der Gemahlin desselben bleiben sollte, während die Abtheilung seines Vaters an der Grenze lag.

Butler ließ sich nicht herbei, diesen schweren Schlag für das Weib zu sänftigen, dessen Kind und einzige Gefährtin er hinweg riß. Er schickte nach Tahmeroo, daß sie ihn in der Wohnung ihrer Großmutter treffen möge. Die junge Frau lief in ihrer egoistischen Freude entzückt in Katharinen's Gemach.

„O Mutter, er ist gekommen. Ich werde ihn noch in dieser Stunde sehen! Er liebt mich, er liebt mich — und er wird mich jetzt mitnehmen.“

Katharine hörte sie blaß und schweigend an. Sollte sie Nichts auf Erden behalten? Mußte sie gänzlich verlassen mit ihrem Schmerze allein bleiben?

Tahmeroo's bessere Natur regte sich.

„Aber Mutter, wie kann ich Dich so krank, so betrübt hier lassen? Tahmeroo wird ihre Mutter nicht verlassen.“

„Du wirst heute Abend aufbrechen,“ sagte Königin Esther, die eben in das Haus trat.

„Es kommt plötzlich — ich bin nicht darauf vorbereitet, mich so schnell von Tahmeroo zu trennen,“ sagte Katharine.

„Du gehst heute Abend,“ wiederholte Esther zu Tahmeroo gewendet, als ob ihre Mutter nicht im Zimmer wäre.

Tahmeroo's stolzer Sinn empörte sich gegen diese Tyraunnei und sie antwortete mit blitzenden Augen: „Tahmeroo ist die Tochter des Häuptlings. Königin Esther hat nicht die Macht, sie aus dem Stamme ihres Vaters zu vertreiben. Sie wird nicht gehen, wenn Katharine Montour wünscht, daß sie bleiben soll.“

„Berrätherin und Kind einer Berrätherin,“ murmelte Esther. Aber Tahmeroo wendete sich zu ihrer Mutter.

„Soll ich gehen oder bleiben, Mutter? Ich werde thun, was Du mir gebietest.“

Katharine betrachtete sie mit traurigem, liebevollem Ausdruck. Sie sah die Hoffnung, welche durch den in jenen blitzenden Augen lodernden Zorn hervorbrach, und wollte sie nicht verscheuchen.

„Geh' dahin, wo Dein Herz ist, und sei glücklich,“ antwortete sie.

„Aber Du wirst mich vermissen.“

„Ich werde wissen, daß Du glücklich bist. Es wird nicht lange dauern — Du wirst bald wieder kommen.“

Esther wendete sich kurz ab und verließ das Haus. Eine Stunde verging unter traurigen Gesprächen. Dann wurden sie durch das Erscheinen der Soldaten Butler's unterbrochen, welche Tahmeroo's Pferd in ihrer Mitte führten. Die junge Frau schmiegte sich weinend an ihre Mutter.

Katharine drückte sie nochmals an ihren Busen.

„Geh“, murmelte sie, „und wenn wir einander nie wieder sehen, so erinnere Dich, wie zärtlich ich Dich geliebt habe und gedenke an Alles, was ich gesprochen.“

Tahmeroo sprang weinend auf ihr Pferd und ritt hinweg. Katharine blickte ihr von der Thür des Hauses nach. Als der Zug eine Krümmung des Pfades erreichte, ließ Tahmeroo ihr Roß halten, blickte zurück und winkte ihr zum letzten Lebewohl mit der Hand. Katharine erwiderte das Zeichen und die Schaar verschwand, während das seines Kindes beraubte Weib ihr traurig durch den dämmerigen Wald nachblickte.

Si-en-gwa-tah war immer noch mit seiner Kriegerschaar abwesend, die auf Oberst Butler's Verlangen an der Grenze von Canada Dienste leistete. Für jetzt herrschte Königin Esther in der Niederlassung unbeschränkt.

Zwölftes Kapitel.

Vater und Tochter.

Am südlichen Ufer des Senecasee's führte ein indianischer Kriegspfad hin, der jetzt, wo tiefer Schnee lag und die Bäume im Winde zitterten, kaum zu erkennen war. Ein an die Wälder gewöhnter Mann hätte jedoch sichere Zeichen eines Pfades in den tiefen Lücken finden können, die in gleichmäßigen Zwischenräumen in die größeren Bäume eingehauen waren, so wie in den abgebrochenen Zweigen von Schierlingstannen und Fichten, welche hier und da wie Fahnen über den im Schnee begrabenen Pfad herabhingen.

Durch die stillen Wälder und über den glitzernden Schnee kam eine kleine Reiterschar, welche mit einer geduldigen gleichmäßigen Bewegung vorwärts ritt, die augenscheinlich das Resultat einer langen Reise und des strengen Wetters war. Die Gesellschaft bestand aus drei Männern und einer weiblichen Person, und war

so in Pelze gehüllt und gegen die Kälte beschützt, daß man unmöglich ihren Stand errathen konnte. Die Reiterin schien ein kleines Kind zu sein, denn sie saß sehr tief auf dem Pferde. Das Gesicht, das aus seiner Capuze von dunkelblauer Seide hervorschaute, glich jedoch mehr dem eines Engels als einem menschlichen Wesen.

Im Vortrab ritten zwei Männer. Der Eine war augenscheinlich ein Führer, der Andere führte ein Pferd, auf welches ein Leinwandzelt gepackt war, während der Dritte, der der Herr der Gesellschaft zu sein schien, sich dicht neben dem Mädchen hielt und oftmals ihr Pferd am Zügel erfaßte, wenn es im Schnee einsank, oder sorgfältig den Pelzmantel um ihre Gestalt zusammen zog, damit sie nicht von dem scharfen Winde erkältet werden möge, welcher die nackten Bäume über ihnen in einer fortwährenden seufzenden Bewegung erhielt, welche unaussprechlich traurig war.

„Bist Du sehr kalt, mein Kind?“ fragte der Mann, indem er mit zärtlicher Besorgniß in das liebe Gesicht blickte.

„Kalt — nein. Dieser Pelzmantel ist warm. Ich friere lange nicht so sehr wie gestern, wo uns der Sturm überfiel,“ antwortete sie.

„Laß Dich nicht entmuthigen. Diese Schneefläche gleicht einer Wüste, aber der Führer sagt, daß wir jetzt kaum mehr als zwanzig Meilen von der Niederlassung entfernt sein können, und ein Theil des Weges führt am Seeufer hin, wo die Indianer einen Pfad gemacht

haben werden. Wenn unsere Pferde nicht unter ihrer schweren Anstrengung zusammenbrechen, so werden wir heute Abend dort sein.“

„Vater,“ sagte Mary Derwent mit bebender Stimme, denn ihr Herz wurde von der Frage peinlich bewegt, „wer ist die Dame, die wir aussuchen? War es ihr Name, den Du ausriefst, als es schien, daß wir im Schnee umkommen würden? Woher kommt es, daß mein Athem schneller geht, wenn ich an sie denke, und daß ich mir so verwaist vorkomme, wenn Du sprichst, als ob sie todt sein könne? Wer ist sie? Vater — was bin ich für sie?“

„Sie ist Deine Mutter, Mary.“

„Meine Mutter?“

„Sie ist Deine Mutter und war einst meine Gattin. Denn so wahr als es einen Gott im Himmel giebt, Mary, bin ich Dein Vater, nicht nur dem Namen nach, sondern auch vor dem Himmel.“

Mary war nicht einmal überrascht. Sie konnte sich nicht der Zeit erinnern, wo der Mann, den sie für ihren Vater hielt, ihr auch nur halb so theuer gewesen war, wie der vor ihr befindliche. Sie streckte ihre Hand aus, nahm die, welche ihr der Missionär hinreichte, beugte sich vor und küßte sie mit zärtlicher Ehrerbietung.

„Vater!“

Das Wort war ihm nie so heilig und süßer als flungen. In die Augen des Missionärs drangen Thränen,

auf Mary's Wimpern bebten Tropfen, welche zu Eis erstarrten, als sie herabfielen wie Perlen, die die unruhigen Gewässer ihres Herzens emporsendeten.

„Und jetzt darf ich von meiner Mutter sprechen — von meiner Mutter,“ wiederholte sie mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit — „das ist ein neues Wort.“

„Es ist ein geheiligter Name, Tochter. Als Du geboren wurdest, glaubte ich nicht, daß die Engel eine so süße Musik besäßen.“

„Aber meine Mutter? Ich kann es nicht verstehen — Jane, meine Großmutter!“

„Sie sind sehr gütig gewesen und Jane glaubte, daß Du ihre Schwester seiest. Die alte Frau hat mein Geheimniß getreulich bewahrt. Derwent war bis zum letzten Augenblick mein getreuer Freund.“

„Aber warum war es ein Geheimniß — warum hat mich meine Mutter alle diese Jahre daher leben lassen, ohne öfter als einmal zu mir zu sprechen?“

„Sie wußte nicht, daß Du lebst. Sie glaubte, daß Du in ihrer Familiengruft in England ruhtest, wohin Du durch ihre eigene Hand gesendet worden seiest.“

„Aber warum konnte irgend Jemand eine Mutter ihrem Kinde — einem armen kleinen Mädchen, das so hilflos war wie ich, den Anblick ihrer eigenen Mutter vorenthalten?“

„Ich konnte sie nicht finden. Viele Jahre lang bin ich durch diese Wälder gezogen und habe sie unter allen den wilden Stämmen gesucht. Denn sie war nicht

bei voller Besinnung, als sie ihrer Heimath entfloh, und ich würde mein Leben darum gegeben haben, sie in ihr Vaterland zurückzuführen, um wieder ihre Hilflosigkeit behüten zu können. Aber sie hatte einen anderen Namen angenommen — den Namen, welchen jene entsetzliche Königin abgeworfen hatte, unter welchem sie aber noch bei den Weißen bekannt war. Anfangs hoffte ich meine verlorene Gattin in der Gestalt dieser Katharine Montour zu finden, aber man schilderte sie mir als eine Halbblutindianerin, die bereits vom Alter grau sei, und erst an dem Rathsfeuer zu Wyoming fand ich Deine Mutter, die den abgeworfenen Namen jener furchtbaren Frau trug.“

„Du sahst sie aber damals?“

„Ja, wie die Todten zurückkehren und die Lebenden für sie auf ewig verloren finden könnten. Sie hatte von dem Schiffbruch gehört, bei dem ich dem Gerüchte nach untergegangen war, und sich für frei gehalten. Mary, sie mußte noch wahnsinnig, furchtbar wahnsinnig gewesen sein, denn sie war wider ihren eigenen Wunsch und von einer entsetzlichen Großmuth beseelt die Gattin Si-en-gwa-tah's, des Shawneehäuptlings — die Mutter des wilden Mädchens geworden, welches auf der Insel zu uns kam.“

Mary schauderte zusammen. „O, das ist entsetzlich! Mutter! Mutter!“

„Sie glaubte, daß ich todt sei — sie glaubte, daß Du, mein Kind, durch ihre eigene Hand umge-“

kommen seiest, denn in der verstorben Einbildungskraft, daß Du ein Engel wärest, der sie zum Himmel hinaufziehen könne, hatte sie Dich eines Tages in ihre Arme genommen und Dich aus dem hohen Fenster des Zimmers, worin wir sie eingeschlossen hatten, fallen lassen. Wir hoben Dich auf, Du warst bewußtlos und auf lebenslang hoffnungslos verkrüppelt.“

„Und hat sie — hat meine eigene Mutter das gethan?“ sagte Mary, indem sie auf ihren Körper niederblickte. „War ich vorher gerade wie andere Kinder?“

„Selbst das Paradies hat nie ein schöneres Kind enthalten. Sie hat Dich nicht eher gesehen, als bis Du bei der Quelle auf der Monockonockinsel an ihrem Busen lagst, ohne zu wissen, daß Du ihr leibliches Kind seiest. Damals sagte ich ihr es nicht — wie konnte ich zu der Frau jenes harten Häuptlings — zu der Mutter jenes wilden Waldmädchens sagen: siehe, hier ist der Gatte und das Kind, die Du für todt gehalten hattest. Sie erheben sich gegen Dich zum Gerichte für diese unnatürliche Verbindung! Es würde sie wieder wahnsinnig gemacht haben. Dessen ungeachtet würde ich es nach Gebet und Nachdenken gethan haben — denn es war eine ernste Pflicht. Aber als ich sie am Fuße von Campbells Ledge aufsuchte, war sie verschwunden. Mary, nach jener Zeit war ich krank, lange Zeit sehr krank und außer Stande, ihr zu folgen. Aber wir trafen einander, sahen einander

von Angesicht zu Angesicht, während jenes furchtbaren Blutbades und ich habe ihr Alles gesagt.“

„Dann weiß sie also, daß ich ihr Kind bin? Sie wird nicht wissen, wo ich bin und meiner harren.“

„Mary,“ sagte der Missionär, der ihre Aufregung mit unruhigen Blicken wahrnahm, „Mary, Deine Mutter war in jener Nacht auf der Insel furchtbar verwundet worden — zwei Mal verwundet — denn während die Schlacht wüthete, erfuhr sie, daß ihr Gatte und Kind noch lebten, und dann streckte sie der Dolch der Königin Esther nieder.“

„O, meine Mutter — meine Mutter!“ rief Mary.

„Wir wollen ruhig sein. Ich habe zwei Mal von ihr gehört. Sie war auf dem Wege der Besserung.“

„O, Gott ist sehr gütig gegen uns. Ich werde sie in Kurzem sehen. Wir werden sie von diesen Wilden hinwegholen. Niemand soll sie pflegen als ich. Ich bin ihr ältestes Kind. Ich habe nie gewußt, was eine Mutter war. Wie angenehm das klingt, wenn man sagen kann, Vater, und dabei weiß, daß es eine Bedeutung hat. Vater, als ich mich so einsam fühlte, warum hast Du da nie gesagt: Mary — Mary Derwent, Du bist mein eigenes leibliches Kind? Von da an hätte ich Alles ertragen können.“

„Ich wagte es nicht. Die Liebe zu einem Wesen — hatte meine Seele mit der Sünde der Abgötterei erfüllt. Gott hatte zugegeben, daß ich durch mein Herz und durch meinen Stolz bestraft wurde. Ich konnte

aber weder die Liebe von mir werfen noch den Groll, den ein Unrecht, welches keinen Namen hat und das Du nicht verstehen könntest, wie eine Viper an meinem Herzen nagen ließ. Ich wagte nicht meine Seele einer anderen Anbetung hinzugeben, und so meinem Gotte einen schwachen Dienst darzubringen. Außerdem — aber das wirst Du nicht begreifen — erfüllte mich Dein Anblick mit einer so schmerzlichen Zärtlichkeit, — daß ich nicht die Fähigkeit besaß, zu sprechen. So lange ich nicht aufgehört hatte, meinen Feind zu hassen, konnte ich ihr Kind nicht lieben, ohne von Selbstvorwürfen gepeinigt zu werden.

„Aber Du liebst mich nicht?“

Der Missionär lächelte.

„Ob ich Dich liebe! Ich danke meinem Gott, daß in meinem Herzen nur Liebe ist — Liebe und Verehrung. Ich verlange Nichts, als Dich in ihre Arme zu legen und ihm das Andere zu überlassen.“

Mary blickte begierig vorwärts. Die Nacht brach herein und durch die entlaubten Nußbäume und Buchen strömte das rothe Licht des Sonnenuntergangs über ihren Pfad.

„Es kann nicht weit entfernt sein,“ sagte sie mit leuchtenden Augen. „Wir wollen vorwärts eilen, Vater — die ganze Nacht hindurch, wenn es so lange dauert. Ich werde nicht eher wieder erwarmen, als bis ihre Arme mich umfassen. Siehe, der Mond geht auf. Sollen wir in seinem Lichte wandeln? Die Schnee-

rinde ist stark genug, um uns zu tragen, wenn auch unsere Pferde hindurch sinken. Vater, es ist mir, als ob Jemand meiner bedürfe und ich kommen müßte."

Barnham stieg ab und ließ ihre Pferde bei dem Führer. Auch er war von einem plötzlichen Antriebe erfüllt, vorwärts zu dringen und dem See zuzueilen. Sie eilten schnell vorwärts über die schimmernde Schneedecke, auf welcher die nackten Aeste des Waldes von dem Mondschein abgezeichnet wurden. Die umgehauenen Eichen führten sie auf ihrem Wege und der Wind in den fernen Tannen begleitete stöhnend den Vater und sein Kind.

Dreizehntes Kapitel.

Das letzte Opfer.

Der erste Winterschnee war gefallen und lag schwer auf dem Walde. Der See war gefroren und schimmerte wie eine Tafel von Bergkrystall. Die von dem Häuptling zurückgelassenen Indianer unterhielten sich mit Schlittschuhfahren und dem Fangen von Fischen durch in das Eis gehauene Löcher. Si-en-gwa-tah war noch nicht zurückgekehrt und Katharine hatte keine Nachrichten von Tahmeroo erhalten. Einmal sendete sie nach dem Hause Esther's, um Erkundigungen einzuziehen, aber die greise Königin ließ ihr keine Antwort zukommen und Katharine war mit ihrer Schwäche und ihrem müden Herzen allein geblieben.

Eines Tages saß sie in ihrem einsamen Hause und blickte auf den See hinaus. Der Wind stöhnte im Walde, die Luft war scharf und frostig. Von Zeit zu Zeit fielen Schneeflocken, aber es war zu kalt, um stark zu schneien.

Katharine Montour war bedrückter als gewöhnlich, in ihrem Herzen regte sich eine seltsame Unruhe und sie fühlte, daß sie — oder vielleicht auch ihr Kind in einer entseßlicheren Gestalt — Gefahr bedrohe. Was sie betraf, so fürchtete sie nichts. Aber der Gedanke, daß Tahmeroo oder Mary Unheil bedrohe, erfüllte ihr Herz mit Pein. Der Tag ging zu Ende und die Nacht folgte ihm kalt, still und eisig. Der Mond stand hoch am Himmel, überschüttete den gefrorenen See mit Silber und verwandelte die Schneeflocken in Perlen. Katharine schaute hinaus und lauschte traurig auf das Stöhnen des Fichtenwaldes.

Alles war seltsam still geworden und die Stille hatte etwas Schauriges. Die Kälte, welche das Herz der Beobachterin umgab, wurde tiefer, bis es schien, als ob die frostige Luft von draußen in ihre Seele gedrungen sei. Endlich wurde ihr das Schweigen unerträglich und sie stand auf und schritt durch die Zimmer ihres Hauses, aber keine Dienerin war sichtbar, sie blickte hinaus nach der Wache, welche stets ihr Haus umgab, aber auch sie war verschwunden und kein Indianer war zu sehen.

Die Stille schien immer tiefer zu werden. Selbst der leise Wind erstarb und das Klopfen ihres eigenen Herzens schallte Katharine in der Dunkelheit wie das Ticken einer Uhr. Das Feuer war zusammengesunken und das Zimmer wurde nur von den Mondstrahlen erleuchtet, die zu dem Fenster hereinfließen und ihren bleichen Gespensterschein auf den Fußboden warfen.

Katharine konnte es nicht länger ertragen. Qualen und Tod waren dieser furchtbaren Ungewißheit vorzuziehen. Sie schlug einen Pelzmantel um sich, ging hinaus und schritt über den Pfad, welcher nach der Niederlassung führte. Auf halbem Wege zu dem Indianerdorfe und der Wohnung der Königin Esther sah sie die Flammen eines Rathsfeuers, welche den Schnee mit ihrem Scheine vergoldeten. Um ihm saßen die Greise des Stammes, welche der Häuptling zurückgelassen hatte. In ihrer Mitte befand sich die Königin Esther.

Katharine näherte sich und blickte von der Anhöhe, auf welcher sie stand, auf das Schauspiel hinab.

Es war ein seltsamer Anblick, jenes lodernde Holzfeuer, welches zum Himmel emporlohte, jener darum versammelte Kriegerkreis in seiner Stille und Unbeweglichkeit mit dem harten Weibe in der Mitte, welches augenscheinlich sprach, obgleich es keine Bewegung oder Geberde machte. Am äußeren Saume der Gruppe gingen junge Männer und Frauen des Stammes umher, deren angeborene Unbeweglichkeit der Züge doch von Zeichen des Schauderns verstört wurden.

Katharine kam näher und lauschte auf das, was hier vorging, während sie durch eine starke Schierlingstanne vor ihren Augen verborgen wurde.

„Treibt sie hinaus,“ sagte die Königin mit leiser furchtbarer Stimme. „Sie ist eine Verrätherin und ein Feigling. Sie hat Eurem Häuptling Unrecht

zugefügt und wartet jetzt nur, bis sie seinen Stamm an die Rebellen verkaufen kann.“

„Sie soll sterben,“ rief der Prophet des Stammes, der stets ein geheimer Feind Katharinen's gewesen war. „Die große Medicin hat einen Traum gehabt — das weiße Weib soll nicht mehr bei dem Stamme bleiben, den es verkaufen will.“

„Laßt sie sterben!“ riefen zwanzig harte Stimmen.

„Nein,“ erwiederte Esther, „ein plötzlicher Tod würde zu gut für sie sein. Treibt sie hinaus in die Wildniß, laßt sie von der Kälte und den wilden Thieren vernichten und ihre Gebeine verbleichen, ohne daß sie ein Grab finden.“

„Die Königin spricht gut,“ erwiederte der Prophet. „Es soll geschehen.“

„Noch heute Nacht,“ rief Esther. „Der Stamm möge nach ihrem Hause gehen — sie soll herausgeholt und in den Wald getrieben werden. Die Flüche des Volkes, dessen Königin sie herausgefordert, — dessen Häuptling sie verrathen hat — sollen ihr folgen.“

Ein leises Beifallsmurmeln verbreitete sich durch die Gruppe und der ganze Stamm versammelte sich näher um das Rathsfeuer, wie eine Meute Wölfe, welche Wild spüren.

Die Krieger erhoben sich und bildeten eine Reihe. Ehe sie aber noch einen Schritt thun konnten, kam Katharine heran und stellte sich vor sie hin.

„Ihr braucht sie nicht zu suchen, wie wilde

Thiere, die ihrer Beute nachjagen," sagte sie. „Katharine Montour ist hier.“

Es entstand eine tiefe Stille, als Katharine mit ihrem ruhigen traurigen Gesichte unter sie trat. Selbst jene wilden Herzen wurden durch ihre furchtlose Würde eingeschüchtert. Aber Esther war weniger menschlich und ihre Stimme erweckte von Neuem die wilden Leidenschaften, welche ihre Schlaueheit erregt hatte.

„Sie trotzt den Shawneehäuptlingen, weil sie alt sind," rief der Dämon. „Sie kommt mit von dem Blute Eures Volkes gefärbten Händen zu Euch. Si-en-gwa-tah's Bruder ist durch ihre Verrätherie gefallen.“

Katharine erhob ihre Hand. „Ich habe Euch viel Gutes erwiesen. Mein Reichthum ist zu Eurem Nutzen verwendet worden. Wollen die Häuptlinge mich hören?“

„Senes Geld," rief Esther, „gehört Tahmeroo, der Tochter Eures Häuptlings. So lange dieses Weib lebt, kann sie es aber nicht genießen. Wenn sie todt ist, wird der junge weiße Krieger Euch Alles geben. Sie hat es für sich behalten — ihr Haus ist voll glänzender Dinge, die sie mit Keinem theilt, nicht einmal mit der Wittwe Eures alten Häuptlings. Eure Königin spricht keine Lüge. Fragt sie, ob Si-en-gwa-tah's Schritt in ihrem Hause erschallt ist, seit wir in Wyoming gekämpft haben. Treibt sie hinaus.“

Die Weiber erhoben ein unheilverkündendes Ge-

schrei, drängten sich um die wenigen Krieger und trieben sie vorwärts. Katharine stand ruhig vor ihnen — die harten Gesichter kamen näher — glühende Augen blickten in die ihren, aber sie begegnete ihnen unerschütterlich.

„Fort mit ihr!“ schrie Esther. „Die Stimme ihrer Todespein wird für den ermordeten Krieger süß erklingen.“

„Laßt den Tod kommen. Ich habe ihn nicht gesucht, aber das Leben ist jetzt für mich nur eine Last. Ihr habt gedacht, daß Ihr Euch rächen wolltet, aber ich danke Euch für diese Erlösung von schweren Mühen. Was kommt auf die Art an? Im schlimmsten Falle ist sie kurz.“

„Treibt sie fort!“ schrie die alte Königin, die durch die Festigkeit ihres Opfers zu wahnsinniger Wuth angestachelt wurde.

Der ganze Stamm stürmte mit Verwünschungen auf Katharine zu. Sie machte keinen Versuch, zu fliehen, sondern wurde hülflos von der Masse hinweggetragen. Man schleuderte ihr Schnee und Eisstücken nach, die scharfen Bälle trafen ihre Schläfe, aber sie erhob keine Gegenrede. Ihr langes Haar flatterte im Winde, während die ihre Stirn umgürtende Schlange im Mondlicht blitzte und mit ihrem erhobenen Kopfe ihren Verfolgern entgegenzuzischen schien. Ihre Stille und Ruhe vermehrten nur Esther's Wuth, obgleich die Häuptlinge für ihren Muth Achtung zu fühlen begannen.

„Schneller,“ schrie die Königin, „schneller! treibt sie tief, tief in die Wälder, wo sie kein Pfad wieder herauszuführen vermag.“

So angetrieben jagten die Wilden ihr Opfer über den Schnee dahin. Sie verließen die Ansiedelung und kamen in den Wald, wo sie bei jedem Schritte knietief in den Schnee einsanken. Als ihre ganze Kraft erschöpft war und sie sie wie eine Leiche weiterschleppen mußten, warfen sie sie auf den Schnee nieder und entfernten sich, indem sie ein leises Todtenlied sangen. Sie war in den Tiefen eines Tannendickichts niedergesunken und schneebedeckte grüne Nester senkten sich über sie. Hier konnte der Mondschein nicht eindringen. In dem dunklen Schatten sah selbst der Schnee schwarz aus.

Ein Wilder, der weniger teuflisch war als die Uebrigen, kehrte zurück, steckte seine brennende Fackel in den Schnee und entfernte sich. Ihr rothes Licht fiel auf die starren Züge. Sie fühlte die Wärme und bemühte sich, aufzustehen. Die Bewegung schüttelte die Juwelenschlange von ihrem Haupte, die sich von ihren Schläfen losmachte und auf dem Schnee lag wie ein lebendes Geschöpf, welches von der Flamme hinwegzufriechen suchte.

Sie konnte nicht aufrecht stehen. Sie hatte nicht die Kraft, laut aufzuschreien, als aber die Schrecknisse jenes einsamen Todes sich ihrer bemächtigten, rang sie dagegen an und antwortete mit ihren Seufzern dem

Winde. Man hatte ihr den Pelzmantel von den Schultern gerissen und ihr nur ihr Purpurgewand gelassen. Die Kälte drang tief in ihr Herz, scharfe Eisstüben schnitten in ihr Gesicht. Ihre blauen Lippen zuckten über ihren klappernden Zähnen. Sie froch der Fackel zu und hielt in kläglicher Hülfslosigkeit ihre blauen Hände davor, um sie zu wärmen. Aber sie sanken starr herab und instinktmäßig steckte sie dieselben in die Ärmel ihres Gewandes und lag bewegungslos da, während der Tod sich ihrem Herzen näherte.

„Was ist da, Vater? was schimmert da wie ein Stern durch die Tannen? Sieh, wie die kleine Rauchsäule zwischen den Nadeln zittert.“ —

Barnham bog vom Wege ab und die Beiden folgten dem Lichte und lenkten ihre Schritte dem Tannendickicht zu. Warum hielt der bleiche Mann den Athem an, als er sich ihm näherte? Warum fröstelte Mary unter ihrem warmen Mantel? Sie hatten das todtenbleiche Gesicht, die auf dem Schnee blitzende Schlange und das Purpurgewand, welches jene starren Glieder umgab, noch nicht gesehen. Nur noch wenige Schritte und die Fackel ließ sie alles dies erblicken. Vater und Kind schauten einander mit stummen Entsetzen an. Es dauerte nur noch einen Moment. Barnham streifte die Tannenäste zurück und erhob seine Gattin aus dem Schnee. Mary nahm ihren Mantel ab und band ihn um die starren Glieder, während der starke Mann sie an sein Herz schloß und sich bemühte, die blauen

Lippen mit dem Leben zu erwärmen, welches seine eigenen erfüllte.

Es war Alles vergeblich. Die Liebe, welche keine Gewalt über ihre Jugend besaß, obgleich sie seine Seele bis in das Innerste erschütterte, hatte dazu Macht genug, um seine Gattin aus diesem starren Todes-schlaf zu wecken. Sie öffnete ihre Augen einmal, nachdem er sie in den Mondschein hinausgetragen hatte, und einen Moment über fühlte Barnham ihr Herz gegen das seine klopfen. Ein Schrei des tiefsten Schmerzes entrang sich ihm und dann schluchzte eine liebevolle junge Stimme:

„Mutter — Mutter!“

Ein Lichtstrahl stahl sich über Katharinen's Gesicht. Es würde ein Lächeln gewesen sein, aber jene Züge waren zu Marmor erstarrt und hatten die Fähigkeit des Ausdrucks verloren. Die Augen besaßen doch immer noch Leben. Sie wendeten sich jenem Engels-antlitz zu und erfüllten sich mit dem Lichte der Liebe.

Barnham trug seine Bürde mehrere Meilen weit durch den Wald und über einen Einschnitt des Sees, bis er in dem Grauen des Wintermorgens in der Halle der Königin Esther stand.

Eine Schaar Indianer, die von dem Kriegspfade zurückkehrte, war vor dem Eingange aufgestellt und unter ihnen befand sich Si-en-gwa-tah auf seinem Streitroß. Der Häuptling trug nie eine Kriegsbe-malung wie die geringeren Männer seines Stammes,

und Diejenigen, welche ihn aufmerksam anblickten, sahen, daß sein Gesicht verstört und seine Adleraugen schwer waren.

Esther begegnete ihm an der Thür.
„Mutter,“ sagte er, „Du und die jungen Krieger haben mit Schlangenzungen gesprochen. Der große Geist hat in mein Herz geflüstert und es schlägt laut. Si-en-gwa-tah wird gerecht sein. Seine weiße Königin möge für sich selbst sprechen.“

Während er noch sprach, glitt Barnham mit der Leiche Katharine Montour's in seinen Armen, an ihnen vorüber. Die Indianer, welche mit Esther das Haus verlassen hatten, setzten sich nieder und verhüllten, zum Zeichen der Reue, ihre Gesichter. Aber die alte Königin stand kalt und fest wie ein Felsen vor ihm.

„Si-en-gwa-tah ist schwach wie ein Mädchen. Aber Esther kann für die Ehre ihres Sohnes Sorge tragen. Siehe, dort ist das Weib, dessen Schlangensworte seinen Bruder getödtet haben. Vergangene Nacht hat sie der Rath hinausgetrieben, um zu sterben wie ein Wolf.“

Der Häuptling sprang vom Pferde, schritt in die Halle und sank vor der Leiche Katharine Montour's nieder. Die Bein, welche auf jenem harten Gesichte zuckte, erfüllte selbst die Wilden mit Erbarmen. Seine Brust wogte, seine Augen wurden größer und schweiften mit einem so tiefen Schmerze von der Leiche zu seiner

Mutter, daß selbst diese mit Neue über das, was sie gethan, hinwegblickte.

Plötzlich fiel er auf sein Angesicht nieder und wurde von einem Schmerze erfüllt, der seinen Körper durchzuckte wie ein Gewittersturm. Die Erschütterung durchzuckte ihn mehr als einmal, dann erhob er sich furchtbar in der Majestät seines Schmerzes, ging an der alten Königin vorüber und bestieg sein Streitroß. Ein kleines goldenes Horn, das Geschenk Katharine Montour's hing auf seiner Brust. Er erhob es und ließ einen Hornstoß erschallen, welcher alle Krieger der Niederlassung um ihn versammelte.

„Krieger,“ sagte er, „dies ist nicht mehr meine Heimath. Jenes Weib ist nicht meine Mutter, sondern die Mörderin meiner Gattin. Jeder, der vergangene Nacht mit ihr in den Wald gegangen ist, möge zu ihr treten. Weder sie noch ihre Anführerin gehören mehr unserem Stamme an. Ich überlasse sie dem großen Geiste, dessen Fluch über ihr hängen soll, wie der Blitz eine alte im Wipfel abgestorbene Tanne trifft. Krieger, wir wollen gehen.“

Der Häuptling wendete sein Pferd ab, der Stamm folgte ihm, und während Esther wie eine Steinsäule da stand und das letzte menschliche Gefühl in ihrer Brust erstarb, schlug der ganze Stamm, mit Ausnahme Derjenigen, welche ihr Verbrechen getheilt hatten, den Kriegspfad ein, von welchem er nie wieder zurückkehrte.

„Sieh, Tahmeroo, dort ist Deine Heimath, und zur Rechten, — zur Linken, auf allen Seiten von einem Horizont zum andern gehört Alles Dir.“

Vierzehntes Kapitel.

„Die Erbschaft.“

„Sieh, Tahmeroo, dort ist Deine Heimath, und zur Rechten, — zur Linken, auf allen Seiten von einem Horizont zum andern gehört Alles Dir.“

Es war Walter Butler's Stimme, welche triumphirend und laut seine Gattin anredete, als sie Ashton erblickten.

Tahmeroo beugte sich aus dem Wagen und blickte mit stolzem Entzücken um sich. Wie verschieden war dieses Schauspiel von den tiefen Wäldern ihres Heimathlandes, — wie ruhig und schön lagen die Hügel und Felder da, die sich von der Anhöhe, auf welcher sie gehalten hatten, gegen Westen hindehnten. Tausend blühende Hecken verketteten sie mit endlosen Guirlanden. Sie sah Baumgruppen, grüne Wasserfälle und Bäche, die sich dem hellen Strome zuschlängelten, welcher die Besingung durchschnitt. Auf dem gegenüberliegenden

Hügelhänge stand ein mächtiges stattliches altes Gebäude, welches sich über einen Park von schönen Eichen und blühenden Kastanien erhob. Ein Fürst hätte stolz auf ein solches Gebiet blicken können, ohne mehr zu verlangen.

„Und ist das Alles mein — mein Eigenthum, mit dem ich thun kann, was ich will?“ fragte Tahmeroo, indem sie ihre strahlenden Augen von der Landschaft zu Butler wandte. „Jenes hübsche Dorf, die alte Kirche und Alles?“

„Ja, mein rothes Vögelchen. Du bist hier die Herrin — Alles gehört Dir.“

„Nicht so,“ entgegnete Tahmeroo und ihre hellen Augen füllten sich mit Thränen. „Was ist Tahmeroo ohne ihren Gatten? Alles gehört ihm — Tahmeroo verlangt nichts als seine Liebe.“

„Aber Worte können kein Eigenthum übertragen, mein Vögelchen. Es gehört gelbes Pergament und Wachs und das Unterzeichnen von Namen dazu, um eine Befestigung zu verschenken.“

„Aber es muß in jenem großen alten Hause Pergament genug geben, und dem großen Geiste sei Dank, Tahmeroo kann ebenso schön schreiben, wie ihre Mutter Katharine. Sie wird dem weißen Krieger in seiner neuen Heimath keine Schande bringen — er soll unter diesen stolzen Leuten ein großer Häuptling sein.“

„Und wirst Du das gern thun, meine wilde Rose?“ rief Butler mit einem Blicke der Augen, vor dem selbst das vertrauensvolle Weib zu erbeben gelernt hatte. „Es

wird leicht genug geschehen. Der fideicommissarische Theil der Güter ist groß genug für jedes Weib. Was das Uebrige betrifft — „Der Mann möge schnell zufahren, damit wir das Pergament finden,“ antwortete Tahmeroo in ihrer Begierde, ihre Reichthümer zu opfern. Butler wiederholte ihre Befehle gegen den Kutscher und den Wagen mit seinen Vorreitern — denn Butler hatte sich, sobald er England erreicht, in Gala geworfen — fuhr schnell weiter und hielt bald vor dem alten Herrenhause an. Die Thür öffnete sich — eine Schaar von Dienern stand in der Halle versammelt, und als Tahmeroo eintrat, begrüßten sie zwanzig Stimmen als die Herrin von Alhton.

Am folgenden Tage begab sich Butler nach London zurück, um die gesetzlichen Schritte zur Uebertragung des Vermögens seiner Gattin zu thun. Tahmeroo wanderte drei Wochen lang ruhelos in den Gemächern ihrer neuen Heimath umher, die die ganze Einsamkeit des Waldes ohne die Freiheit desselben besaßen. Sie glich einem wilden Vögelchen und floh mit furchtsamer Schüchternheit vor den Dienern, welche kamen, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Wie oft während jener Wochen seufzte sie nach ihrer wilden Heimath an der Spitze des Senecassee's. Endlich kehrte Butler in Gesellschaft von zwei londoner Advocaten der schlimmsten Klasse und einer Gesellschaft toller junger Leute zurück, die, wie er Tahmeroo

überredete, nothwendige Zeugen der Besitzübertragung seien, welche sie zu machen wünschte.

Diese Männer, die mehr aus Neugier gekommen waren, um das wilde Waldmädchen zu sehen, welches eine Gräfin geworden war, als aus irgend einem andern Grunde, hatten sich in der Bibliothek versammelt in einer großen Saale, dessen abgenutzte Vergoldung und verbliehene Draperien die lange Vernachlässigung verkündeten, welche über ihre Pracht gekommen war.

Tahmeroo nahm in ihrer Unschuld die Gäste ihres Gatten mit echter indianischer Gastlichkeit auf. Sie war begierig, die Documente zu vollziehen, welche ihren Herrn zu einem Häuptling unter ihnen machen würden und dankte dem großen Geiste für diese Gelegenheit, ihre Liebe zu beweisen.

Der fideicommissarische Theil der Granby'schen Güter bildete nur ein geringes Bruchstück des Vermögens, und als Tahmeroo so begierig war, das Document zu unterzeichnen, welches Butler in Besitz setzte, entkleidete sie ihren Rang alles seines Glanzes und brachte das Vermögen einer stolzen alten Familie in die Hände eines niederträchtigen Wüstlings.

Dessenungeachtet war es ein schöner Anblick, als jenes echte Weib in das Zimmer trat. Es war noch mit eben genug von seiner alten Pracht gekleidet, um die modernen Gewänder in Effect zu setzen. Ein Band von ihrem Rabenhaar umgab ihren Kopf mit einer schimmernden Krone, ihr Kleid von Purpurbrokat, welches

mit Blumenbouquets überstreut war, wälzte in warmen schweren Falten um ihre Gestalt. Sie kam mit der Majestät einer Königin und der Grazie einer Wilden herein. Ihre Wangen glühten wie eine reife Pfirsiche und ihre Augen glänzten von liebevollem Triumph. Sie freute sich des Opfers, als die Männer des Gesetzes ihr sagten, wie wichtig es sei. Einige lächelnde Federzüge und der größte Theil der Reichthümer Tahmeroo's war hinweggegeben und mit ihm — für sie noch furchtbarer — alle die Macht, die sie über die Güte ihres Gatten besaß.

An jenem Abend — an demselben Abend — während die Tinte kaum auf jenen Pergamenten trocken geworden war, wendete er sich mürrisch von ihr ab, als sie von dem glücklichen Leben sprach, welches sie in dieser schönen Heimath führen würden, und murmelte etwas von Lasten, die mit Allem, was er anrühre, verknüpft seien, was ihr tief in's Herz schnitt.

Nachdem die Documente unterzeichnet waren, welche Tahmeroo wieder zur Sclavin ihres Gatten machten, setzten sich der junge Gutsherr und seine Gäste zu einem großen Bechgelage nieder, bei welchem die königliche junge Frau den Vorsitz führen sollte.

Schon die Anwesenheit dieser jungen Männer im Hause war eine Beleidigung für seine Herrin. Was wußte sie aber davon? Trotz ihres Stolzes und übernatürlichen Zartheit hatte sie erst noch zu lernen, daß die Civilisation zuweilen Erscheinungen darbietet, vor

denen der Wilde erröthen würde. Bei ihrer Unwissenheit fühlte sie aber doch mit dem Instinct einer zarten Natur die Rohheit ihrer Manieren und die Abwesenheit der Achtung, womit sie der Stamm ihres Vaters umgeben hatte. Die Gäste, welche sie als ein schönes wildes Thier betrachteten, legten sich keinen Zwang auf, sondern folgten dem Beispiel ihres Wirthes, forderten sie auf, ihre Becher zu füllen und machten in roher Unkenntniß der stolzen Natur, welche sie herabzumwürdigen suchten, ihren Bemerkungen über die Schönheit ihrer Credenzerin. Keine Gastträgerin ihres Stammes hätte mit roherer Verachtung behandelt werden können, als die, womit Butler jenes herrliche junge Geschöpf überhäufte, ehe sich noch die Gruppe von Wüstlingen vom Tische erhob. Endlich wendete sich die junge Indianerin verwundet und verletzt, fast ohne zu wissen, wie oder warum, mit heißen Wangen und Augen voll entrüsteten Thränen von ihm ab und verließ das Zimmer, indem sie sich weigerte, zurückzukehren, als Butler ihr, vom Weine erhitzt, in seinem insolenten Triumph nachlief. Die Becher aus der Tafel erhoben ein trunkenes Geschrei und überhäuften ihren Wirth mit groben Wizen. „Beim Heus!“ sagte der Eine, „sie schreitet davon wie eine Löwin. Sie werden sie schwer zu zähmen finden, Butler.“ „Was für einen stolzen Blick sie auf uns zurückwarf,“ sagte ein Anderer, „indem er über sein Wein-

glas hinweg Butler anschaute. „Sie werden finden, daß sich das hübsche Thier schwer abrichten läßt.“
 „Werde ich das?“ Antwortete Butler wüthend.
 „Sie hat mir heute die Zügel gegeben. Kommen Sie und sehen Sie, wie ich sie anwenden werde.“
 Sie sprangen auf und taumelten in den großen Saal des Hauses. Tahmeroo hatte, von der Macht der Gewohnheit getrieben, die äußere Thür mit eigenen Händen geöffnet und war im Begriff, in die Nachtlust hinauszugehen. Sie konnte in dem Hause nicht athmen. Ihr stolzer Geist war gegen die Gäste ihres Gatten unter Waffen, selbst jetzt fiel es ihr nicht ein, ihn zu tadeln; es schien ihr zu natürlich, seine Sklavin zu sein. Als sie auf die Steinterrasse hinaustrat, wohin ihr ein Lichtstrom aus der Halle folgte, kamen die jungen Männer aus dem Speisesaale und waren im Begriff, sich ihr zu nähern, sobald sie sie erblickten. Aber vor dem Hause waren die undeutlichen Umrisse von zwei Equipagen zu sehen und eine Gruppe von fünf Personen stieg eben die Terrassenstufen herauf.

Tahmeroo sprang ihnen mit einem Rufe des Entzückens entgegen, umarmte Jemand leidenschaftlich und flog mit der Schnelligkeit eines Rehes an die Seite ihres Gatten.

„Es ist der weiße Engel! die schöne — schöne —“
 Sie brach entzückt ab, denn in diesem Moment trat Barnham mit Mary Derwent, die er an der Hand

führte, in die Halle. Ihnen folgte ein junger Mann, auf dessen Arm ein Frauenzimmer lehnte, und hinter ihnen Allen kam eine alte Dame, die von der Bracht, von welcher sie sich umgeben sah, halb erschreckt zu sein schien.

Butler blickte vor Erstaunen stumm auf die ihm bekannte Gruppe. Endlich gab ihm der Grimm die Sprache wieder. Er trat mit erhitztem Gesicht und schwankenden Schritten dem jungen Paare entgegen, denn auf dieses concentrirte sich seine Wuth. „Edward Clark und Du, Jane Derwent, ich weiß nicht, was Euch hierhergebracht hat, oder wie Ihr über das atlantische Meer gekommen seid. Aber erlaubt mir zu sagen, daß dieses Haus mir gehört und keine Gäste aufnimmt, die ich nicht einlade.“ Ehe Clark noch antworten konnte, trat Barnham dem Vorurigen mit Mary an seinem Arme entgegen. „Sie irren sich,“ sagte er sanft, „Dieses Haus gehört der Tochter Lady Granby's, Sie können nicht sein Herr sein.“

Butler brach in ein freches Gelächter aus und zeigte mit seinem Finger auf Tahmerop.

„Es hat der Tochter Lady Granby's gehört, aber meine Squaw wird Ihnen sagen, daß es jetzt mir übergeben ist und die Herren hier können mir beweisen, daß es durch ihren eigenen freien Willen geschah.“

„Wirklich!“ sagte Barnham mit einem mitleidigen Blicke auf Tahmerop. „Aber sie kann Ihnen hier

keinen Anspruch geben. Diese junge Dame ist Lady Granby's Tochter und in ihrer ersten und einzigen gültigen Ehe geboren. Selbst Ihre Frau hat in Ashton kein anderes Recht wie als die Halbschwester der jungen Gräfin."

Hier streckte Mary ihre Hand nach Tahmeroo mit einem Blick zärtlicher Demuth aus, als ob sie sie um Verzeihung dafür bitte, daß sie das ältere und rechtmäßige Kind ihrer gemeinschaftlichen Mutter sei.

Tahmeroo nahm die dargebotene Hand nicht, sondern schmiegte sich an Butler. Sie konnte die Scene nicht begreifen.

Butler lachte abermals, aber diesmal dumpf und etwas unruhig.

"Und Sie erwarten, daß ich das glauben soll, Sir —"

"Nicht ohne Beweise," sagte Barnham zu der Dienerschaft gewendet, die sich jetzt in die Halle drängte. „Es möge Jemand von Euch die Haushälterin rufen, wenn sie noch lebt.“

Eine alte Frau, deren Haar schneeweiß unter ihrer Haube zurückgestrichen war, kam in die Halle, beschattete ihre Augen mit der einen Hand und blickte forschend und unruhig in sein Gesicht.

"Mrs. Mason!"

Sie kannte die Stimme. Die Hand sank von ihren Augen herab und Thränen begannen über ihre Wangen zu strömen.

"Mein Herr — mein Herr!"

Die ältesten Diener, die sich bis jetzt zurückgehalten hatten, drängten sich lächelnd und weinend herbei.

„Der Herr — o, der Herr ist zurückgekehrt!“

Butler erbleichte. Die Erde schien unter seinen Füßen zu wanken.

„Wer sind Sie und welches Recht hat dieser buckliche Robold in Ashton?“ fragte er.

„Ich bin der Gatte der Lady Karoline Granby. Sie sehen, daß mich die guten Leute hier Alle erkennen.“

„Wir thun es — wir thun es — wir Alle. Sein Haar ist weiß geworden, seine Stirn ist nicht mehr so glatt, aber es ist das alte Lächeln und der alte Blick. Gott behüte den Herrn!“

„Und Ihr werdet dieses Gesicht ebenfalls kennen,“ sagte Barnham, indem er Mary's Hut abnahm und das goldene Haar über ihre Schulter strömen ließ.

„Sie ist mein Kind — die kleine Mary.“

Die Diener begannen zu weinen; Einige bedeckten ihr Gesicht, Andere kamen auf den Zehen heran und blickten forschend in die schönen Züge. Die alte Haushälterin sank auf ihre Kniee und zog das Gesicht an ihren Busen herab. Dann blickte sie fragend zu Barnham auf. Er verstand Alles, was sie sagen wollte und wendete seine Augen trübe auf das Trauerkleid seines Kindes.

Eine stille Ehrfurcht bemächtigte sich der Dienergruppe, sie fragten nicht weiter.

Ernst und ruhig, wie Jemand, der eine ange-

nehme Pflicht erfüllt, übernahm die junge Gräfin von Granby die Macht, welche ihr die Geburt ertheilte. Ihr Vater hatte die Hälfte seines Lebens dazu verwendet, die Segnungen der Civilisation unter den Wilden einzuführen, aber in der Abhülfe der Uebel, welche die Civilisation noch auf jenem reichen Gebiete unberührt gelassen hatte, fanden sowohl er wie die sanfte Mary Spielraum genug für die Güte ihrer großen Herzen.

Während Edward Clark die Güter verwaltete und seine junge Frau ihre Munterkeit und Schönheit in der Haushaltung ihrer Schwester, wie sie die Dame von Ashton immer noch nannte, mitbrachte, bewegte sich das liebliche Mädchen selbst in ihrem einfachen Kleide von schwarzer Seide oder Sammet mehr wie ein Geist der Barmherzigkeit umher, als wie die Herrin eines stolzen Namens und großer Ländereien. Ihre Neigungen blieben einfach und kindlich wie bisher, und wenn sie öffentlich erschien, so wurde sie mit der Liebe begrüßt, welche ein schöner Geist — gleichviel, welche Gestalt ihn bekleidet — stets bei allen guten Menschen findet.

Fünftehntes Kapitel.

Schluß.

Nach einigen Wochen eines verzweifelten Kampfes gab Butler alle Hoffnung auf, die Rechte zu behaupten, welche er so hochmüthig an sich gerissen hatte, und reiste plötzlich nach Amerika ab, während er seine Gattin, die eine Zeitlang ahnungslos blieb, in Ashton zurückließ.

Aber als sie wußte, daß er fort sei, konnte kein wilder Vogel, der seinem Gefährten entrisen ist, in dem Käfig so ruhelos sein, wie sie es in jenem fürstlichen Palaste war. Sie härmte sich ab, wies alle Nahrung von sich, saß mit verhülltem Gesichte nach der Weise ihres Stammes da und wollte sich nicht trösten lassen. Umsonst bemühten sich Barnham und Mary, das unglückliche junge Wesen zu überreden, bei ihnen zu bleiben und den Reichthum zu theilen, welchen Katharine Montour durch ihren gewaltsamen Tod ohne Zweifel verhindert worden war, unter sie zu theilen. Die im Walde aufgewachsene Frau konnte den Werth des Reichthums nicht begreifen. Was das Geld betraf, so kannte sie kaum seinen Werth und wußte nicht einmal, daß die schönen Gegenstände, von denen ihre Mutter umringt war, nicht von Natur zu Denjenigen kommen, die der große Geist begünstigt, wie die Blätter auf den

Sommerbüschen wachsen. Sie sehnte sich nach ihrem Gatten und lächelte geringschätzig, wenn sie Jemand für seine Abwesenheit mit dem Golde zu trösten suchte, dessen sie nicht bedurfte, und mit Ländereien, die mehr Blumen und Getreide trugen, als mächtige alte Waldbäume, wie die, unter denen die Krieger ihres Vaters gejagt hatten.

Endlich überkam sie der seltsame Glaube, daß Butler sie nicht absichtlich zurückgelassen habe. Sie hatte früher schon erlebt, daß er plötzlich zum Kampfe gerufen wurde und keine Zeit hatte, um ihr dies anzukündigen. War dieser Anlaß nicht eben so dringend wie jener? Sie wollte nicht daran zweifeln. Sie vertraute ihm in ihrer Liebe immer noch. Eines Morgens, als Mary in die Kammer ihrer Schwester trat, um sie zu trösten, fand sie das Gemach leer. Tahmeroo hatte in der Nacht Ashton verlassen und war ihrem Gatten gefolgt.

Sie kam über den Ocean in ihr schönes mildes Vaterland zurück. Man sagte ihr, daß Butler in dem Mohawkthale zu finden sei, wo er seine Indianer wieder zum Kampfe führe, und dorthin wendete sie sich. Ueberall, wo ein Kampf stattgefunden oder eine Schaar von Wilden sich versammelt hatte, kam sie in athemloser Eile und suchte nach dem Manne, der ihr entflohen war.

Im October 1781 kam die arme Indianerin an das Ufer eines Baches tief im Walde. Sie hatte eine Eskorte von zwei bis drei Indianern bei sich, die gern die Obhut über die Tochter ihres Häuptlings übernommen hatten.

Im Laufe des Tages war an diesem Bache ein Scharmügel gekämpft worden und Tahmeroo hatte von einem der Flüchtlinge erfahren, daß ihr Gatte den Befehl über die Indianer führe. Die junge Frau setzte, ohne der Gefahren zu achten, auf die sie in einem solchen Gefecht stoßen mußte, ihren Weg fort, bis die jetzt von welkem Laube grau gefärbten Wälder von der kalten Dämmerung der herannahenden Nacht erfüllt wurden. Der Wind erhob sich und erfüllte die Luft mit abgestorbenen Blättern. Sie hörte Flügelschlag und das Schleichen und leise Knurren von Wölfen, die durch das Herannahen menschlicher Wesen aufgeschreckt wurden.

Vor ihr befand sich eine kleine im Schatten liegende Vertiefung, über die sich eine schwarze Wolke von Krähen gesammelt hatte.

Tahmeroo ritt bis an den Rand der Vertiefung, beugte sich über den Hals ihres Pferdes und blickte hinab. Von einem Felsen, um den sich ein kleiner Bach wand, erhoben sich drei Raben mit schwerem Flügelschlag und ließen sich auf einem Baumast nieder, von wo sie sie anschauten. Sie achtete ihrer nicht, denn bei dem Felsen befand sich eine schwarze Masse, die ihr furchtbarer war, als die gefräßigen Vögel. Sie sank langsam von ihrem Pferde herab, schlich an den Felsen und beugte sich hinüber.

Als ihre Escorte herankam, lag sie mit abwärts gerichtetem Gesichte und Augen da, die offen waren, wie sie auf die Leiche ihres Gatten geblickt hatten. Aber jene

Augen sahen nichts, und als die Wilden sie aufhoben, fühlte sie nichts — die ganze Welt war für sie stumm.

Die Niederlassung am Senecasee hatte für das Blutbad von Wyoming gebüßt, als ob sich Gi-en-gwa-tah's Fluch erfüllt habe, und sie lag jetzt verödet da. Die schönen Anlagen waren geschwärzte Ruinen, und da, wo man Leben und frisches Grün gesehen hatte, erhoben sich verkohlte todte Baumstämme. An der Stelle der Häuser lagen Steinhaufen, und einige Rindenwigwams, in denen die letzten Reste der Anhänger der Königin Esther eine Zuflucht gefunden hatten, waren das Einzige, welches die rächerischen Truppen Sullivan's der alten Königin gelassen.

Das Haus, welches sie ihren Palast genannt hatte, war ein Haufen von Ruinen. Aber ein Theil der Wände war geblieben und eins der größten Zimmer mit Baumstämmen überdeckt worden, so daß es der furchtbaren Frau ein Obdach gewährte, die, von dem Gluche ihres Sohnes getroffen, wie eine franke Löwin auf einer Büffelhaut in der Mitte lag und gegen das Greisenalter ankämpfte, welches die Leidenschaften fesselt, die es nicht verlöschen kann.

Auf der Schwelle saß eine Gruppe von Wilden, welche düster in die dunkle Halle blickten. Sie wagten es nicht, ungerufen zu der Kranken einzudringen, lauschten nicht auf Stöhnen oder Klagen, die sie nicht erwarteten, sondern auf das Todesröcheln, welches bald der schaurigen Stille, worin sie sich befanden, folgen mußte.

Während sie so da lag und fortwährend mit glühenden Augen an dem Haar der Büffeldecke zupfte, als ob diese Arbeit verrichtet werden müsse, ehe sie in die Ewigkeit gelangen könne, glitt eine Gestalt an den Indianern auf der Schwelle vorüber und betrat das Sterbegemach. Es war Tahmeroo, ihre Enkelin, aber so verstört und farblos, daß die Indianer, an denen sie vorüber kam, sie nicht gekannt hatten.

Die Alte wendete ihr die Augen zu, fuhr aber fort, an der Decke zu zupfen.

Plötzlich schien sie zu begreifen, daß Jemand von ihrer Verwandtschaft neben ihr stand. Sie erhob sich auf die eine Hand. Das schneeweiße Haar fiel von ihrem Gesicht zurück und ließ es steinern und aschfarbig sehen. Sie richtete sich zollweise auf, wie ein nackter Baum im Winde zittert, bis sie aufrecht da stand.

„Sage ihm, daß Du seine Mutter auf ihren Füßen hast sterben sehen. Er hat sie mit seinem Fluche getroffen, aber der Tod ist nicht so stark. Ich ringe mit ihm Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wer kann aber den Fluch eines Kindes ertragen?“

Sie schwankte, streckte ihre Arme aus, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, fiel aber mit einem dumpfen Schalle nieder. In ihrer Kehle erschallte es wie das Rasseln von Ketten in einem Kerker und die alte Königin lag starr und todt auf ihrer Büffeldecke.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht über erschallte ein Leichengefang durch jene Ruine. Die ge-

schwärzten Bäume erbehten in dem Winde, die kleine Gruppe von Indianern, die durch den Fluch ihres Häuptlings aus dem großen Stamme verstoßen war, begrub ihre Königin in den Ruinen, bedeckte ihr Grab mit Asche und setzte sich in geduldigem Schmerze dabei nieder.

Setzt glitt Tahmeroo wie ein Gespenst unter sie. „Greise,“ sagte sie mit sanfter trauernder Stimme, „bleibt nicht in der Asche des Fluches meines Vaters sitzen. Si = en = gwa = tah wird Katharine Montour's Kind anhören, wenn sie ihm die süßen Worte sagt, die ihre Mutter zurückgelassen hat. Nehmt die getrockneten Früchte und das Korn in Euren Hütten zusammen und folgt mir nach den großen Wiesen, wo der Stamm junge Bäume pflanzt und neue Hütten baut.“

Die Indianer erhoben sich schweigend und folgten ihr. Während sie die spärlichen Mundvorräthe aus ihren Wigwams sammelten, schwieg der Todtengesang. Als sie aber wieder eine Reihe bildeten und Tahmeroo sich an ihre Spitze stellte, erschallte er von Neuem und erklang stöhnend an dem Ufer des See's hin und hallte tiefer und tiefer in der Wildniß wieder, bis ein Windstoß den letzten Ton von dannen trug.

Bayrische
Staatsbibliothek
München



schwärzten Bäume erbeben in dem Winde, die kleine Gruppe von Indianern, die durch den Gluch ihres Häuptlings aus dem großen Stamme verstoßen war, begrub ihre Königin in den Ruinen, bedeckte ihr Grab mit Asche und setzte sich in geduldigem Schmerze dabei nieder.

Setzt glitt Tahmeroo wie ein Gespenst unter sie. „Greise,“ sagte sie mit sanfter trauernder Stimme, „bleibt nicht in der Asche des Gluches meines Vaters sitzen. Si = en = gwa = tah wird Katharine Montour's Kind anhören, wenn sie ihm die süßen Worte sagt, die ihre Mutter zurückgelassen hat. Nehmt die getrockneten Früchte und das Korn in Euren Hütten zusammen und folgt mir nach den großen Wiesen, wo der Stamm junge Bäume pflanzt und neue Hütten baut.“

Die Indianer erhoben sich schweigend und folgten ihr. Während sie die spärlichen Mundvorräthe aus ihren Wigwams sammelten, schwieg der Todtengesang. Als sie aber wieder eine Reihe bildeten und Tahmeroo sich an ihre Spitze stellte, erschallte er von Neuem und erklang stöhnend an dem Ufer des See's hin und hallte tiefer und tiefer in der Wildniß wieder, bis ein Windstoß den letzten Ton von dannen trug.

**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

Stephens, Ann S.

Mary Derwent Von Ann S. Stephens. Deutsch von W. E. Drugulin

Bd.: 4

Leipzig 1860

P.o.angl. 564 v-4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752211-8